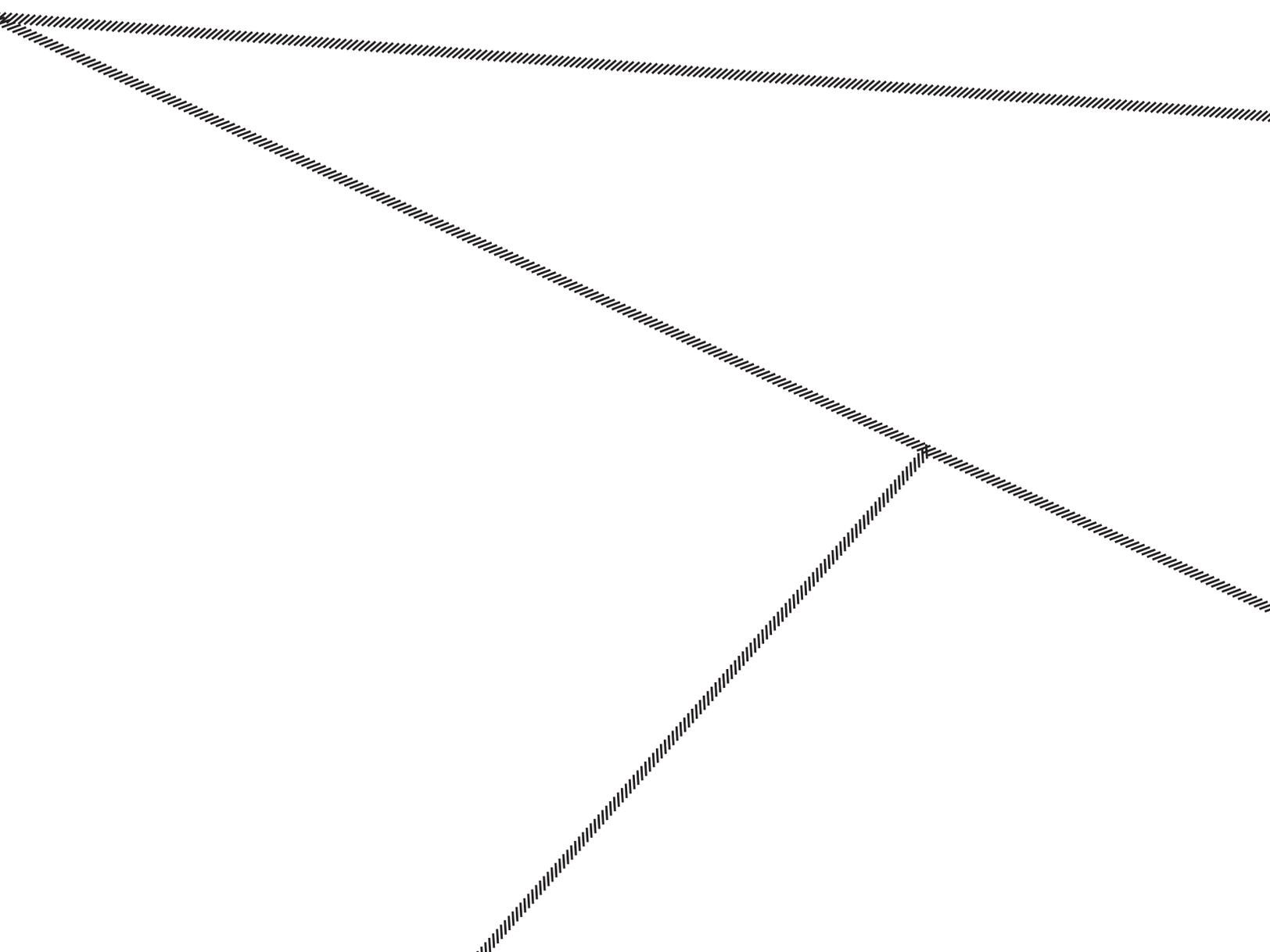


# LOVE FEMINISM

—

HATE HOMOPHOBIA. GERMANY. CAPITALISM.

Pt. 2



# EDITORIAL

Liebe Leser\_innen,

in euren Händen haltet ihr die druckfrische Ausgabe unserer Broschüre "Love Feminism - Hate Homophobia. Germany. Capitalism. Pt. 2". Die kleine Textsammlung stellt eine Zusammenstellung verschiedener, von uns im Laufe des letzten Jahres, veröffentlichter und unveröffentlichter Texte dar.

Mit *Bye bye Szene?* wollten wir im Februar diesen Jahres möglichen Problemen der radikalen Linken als *Szene* nachgehen. Eine klare Antwort haben wir zwar nicht gefunden, halten aber eine anonyme politische Öffentlichkeit für einen unabdingbaren Anknüpfungspunkt linksradikaler Politik.

Im Anschluss an das e\*camp (<http://ecamp.blogspot.de>) haben wir uns

mit der Frage beschäftigt, welche Rolle Theoriebildung im Rahmen feministischer Gesellschaftskritik spielt und wie ein ((*Queer*)*Feministisches*) *Theoriemisstrauen* darin einzuordnen wäre. Die (vorläufigen) Ergebnisse unserer Diskussion findet ihr ab Seite sieben.

Die beiden Texte zum Männerbund haben wir im Rahmen unserer Arbeit im Bündnis gegen den Burschentag in Eisenach verfasst. Bei *Der Männerbund* handelt es sich um einen Beitrag zur Aktualisierung feministischer Gesellschaftskritik. Darin gehen wir auch der Frage nach, inwiefern die linksliberale (aber auch linksradikale) Kritik an Männerbünden oft fehlt geht. *Männerbund als Gemeinschaft der Gleichen* versucht sich dem Gegenstand der Kritik von einer anderen Seite zu nähern und ist der psychologischen Bedeutung männerbündischer Rituale und Vergemeinschaftung auf der Spur.

Mit dem Text *Etwas besser ist nicht gut genug!* dokumentieren wir einen Aufruf, den wir gemeinsam mit den Gruppen

f\*act und OLafA zur feministischen und antikapitalistischen Demonstration am 30. April 2014 veröffentlicht haben. Gleich im Anschluss an den Aufruf dokumentieren wir ebenfalls den von uns auf der Demonstration gehaltenen Redebeitrag. Darin drücken wir unseren Wunsch nach einer weiterführenden Debatte um die Möglichkeiten einer globalen Perspektive feministischer Gesellschaftskritik aus.

Zum Schluss haben wir unseren Beitrag *Hurra! Eine Debatte* aus dem Jahr 2013 aus der Mottenkiste geholt. Darin gehen wir auf die Antwort der Genoss\_innen von femko auf unsere Thesen zur Kritik des patriarchalen Prinzips des Kapitals vom März 2013 ein. Wer die Debatte in Gänze nachvollziehen möchte, kann dies gerne tun unter: <http://subwayonline.wordpress.com/debates>.

In dem Sinne, dass Unterwasserwelten Metaphern für die Sehnsucht nach Entgrenzung und Geborgenheit sind, hoffen wir, mit den durch die Texte schwimmenden Walen, unserem Verlangen nach dem guten Leben Ausdruck verschaffen und wünschen euch viel Spaß beim Eintauchen!

*sub\*way - communistisches kollektiv*  
im Mai 2014

## INHALT.

Bye bye Szene? Ein vorläufiger Abschiedsbrief (Februar 2014).....	S. 2
(( <i>Queer</i> ) <i>Feministisches</i> ) <i>Theoriemisstrauen</i> (Mai 2014).....	S. 7
<i>Der Männerbund</i> . (Mai 2014).....	S. 11
<i>Männerbund als Gemeinschaft der Gleichen</i> (Mai 2014).....	S. 17
<i>Etwas besser ist nicht gut genug!</i> (April 2014).....	S. 23
Redebeitrag zur Demonstration "Etwas besser ist nicht gut genug!" (April 2014).....	S. 27
<i>Hurra! Eine Debatte</i> (Juli 2013).....	S. 29

# BYE BYE SZENE? EIN VORLÄUFIGER ABSCHIEDSBRIEF

FRAGMENTE ZUR KRITIK DES SZENEKONZEPTS

Die (Göttinger) radikale Linke hat ein Problem. Sie scheut die öffentliche Debatte, sie scheut die politische Auseinandersetzung. Ein schon länger gängender Gedanke: Vielleicht konnte das Problem analytisch eingekreist werden, wenn sich des Konzeptes „Szene“ angenommen wird. Denn „Szene“ ist immer Bezugspunkt: Wie verhält sich „die Szene“ bei Konflikten? Was wird „die Szene“ zu dieser oder jener Position sagen? Wie reagiert „die Szene“ auf einen Angriff von Bullen/ Nazis/ Staat?

„Szene“ verstehen wir hier als Klüngel, als Verschmelzung von Sozialem und Politischem. Das ist zunächst ein Arbeitsbegriff innerhalb einer Suchbewegung. Es geht nicht darum, das Konzept ein für allemal zu begraben. Vielmehr geht es darum, mal etwas auseinanderzuklamüsern, was Probleme, Frust, Angst, Unbehagen, ätzende soziale Dynamiken hervorruft. Der erste Gedanke würde in dieser Suchbewegung Politisches und Soziales unterscheiden. Ja, natürlich ist das Soziale politisch und das Politische sozial. Aber um zu graben, vielleicht mal die künstliche Trennung. Die erste Annahme wäre: Man tritt an, um Politik zu machen. In einem Zusammenhang. In der Linken (dazu später mehr). Die zweite Annahme ist: Man braucht Freund\_innen, soziale Netzwerke. Klar, dass die Leute auch im politischen Umfeld gesucht werden.

Worum es in dieser Kritik aber geht, ist die unreflektierte Vermischung. Kritisiert werden muss: die Hinterzimmerpolitik. Die Tatsache, dass allzu oft Gossip Politik ersetzt. Dass Positionen nicht verhandelt werden, sondern nur von Einigen beim Bier bequatscht. Dass Konflikte nicht transparent und politisch ausgehandelt werden, sondern durch

Beziehungen, im schlimmsten Fall durch Manipulationen und Intrigen. Das kann auch so weit gehen, dass Absprachen darüber getroffen werden, wer gezielt angesprochen werden soll, um bereits im Vorfeld von Diskussionen ein bestimmtes Klima zu erzeugen – ein äußerst instrumentelles Vorgehen. Es wird sich innerhalb sozialer Strukturen an Einzelpersonen, Gruppen oder informelle Institutionen gewandt, von denen man glaubt, dass ihre Autorität dem eigenen Anliegen zuträglich ist. Daran wird deutlich, wie ein Klüngel auch dazu neigt, Machtstrukturen zu festigen, sie für sich nutzbar zu machen. Komische Dynamiken folgen aus der Wahl des persönlichen Wegs. Stille Post statt Argument. Manövrieren statt intersubjektiver Austausch und die Entwicklung einer gemeinsamen Position. Es wird nicht miteinander geredet (oder gestritten), sondern übereinander. Oder es wird sich ganz plump der Debatte entzogen.

## FLUCHT IN DIE FALSCHER ANONYMITÄT

Man kann festhalten: Es gibt eine große Scheu vor der öffentlichen Debatte. Die GöDru ist verwaist. Einzelne Versuche, Dinge öffentlich auszudiskutieren, versanden.

Dieser Rückzug in die vermeintliche Anonymität ist auch darauf zurückzuführen, dass die Angst vor Sanktionen durch „die Szene“ das öffentliche Positionbeziehen verhindert. Aber hier beißt sich die Katze in den Schwanz. Denn es gibt zwei unterschiedliche Formen der Anonymität: Zum Einen die aktuell gern genutzte. Diejenige, die sich aus öffentlichen Debatten und Prozessen zurückzieht und somit Konflikte aufs Soziale reduziert. Diese Flucht in die Anonymität ist falsch. Denn wählt man die Anonymität



als Rückzug aus dem Politischen, ist es der Gossip, der unbarmherziger richten wird, als jede Debatte es konnte. Wenn mittels intransparenter und informeller Netzwerke Strukturen unter Druck gesetzt werden, damit sie eine umstrittene Entscheidung fällen, ihnen aber gleichzeitig nahegelegt wird, über die Entscheidung nicht öffentlich zu reden, ist es nicht verwunderlich, dass über die Gründe und Ursachen dieser politischen Entscheidung spekuliert wird. Dabei verschärfen sich die Probleme der (Göttinger) Linken, weil man bei ihrer Struktur notwendigerweise eingeholt wird, es zu subtilen sozialen Ausschlüssen kommt oder man die volle Wucht des Szene-Mobs zu spüren bekommt. Zurück bleibt die Angst, etwas Falsches zu sagen oder zu tun und damit innerhalb der linken „Szene“ (Göttingens, und häufig auch darüber hinaus,) aufs Abstellgleis geschoben zu werden. Die Flucht in diese falsche Form der Anonymität ist aber auch regressiv, weil die bürgerliche Öffentlichkeit historisch gesehen eine große demokratische Errungenschaft war – sie schützt vor personeller und Cliquenherrschaft. Jemanden ohne intersubjektiv und öffentlich nachvollziehbare Argumente zu richten, bedeutet, hinter das bürgerliche Recht zurück zu fallen. Denn die Person hat somit keine Chance auf Verteidigung oder Rechtfertigung.

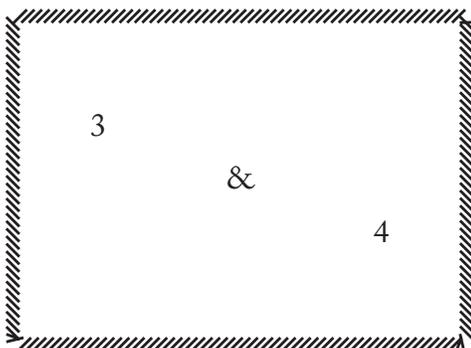
Zum Anderen gibt es auch die progressive Anonymität, die immer wieder hergestellt werden muss: Sie ist die Grundlage von linker Politik, damit diese die Öffentlichkeit und die öffentliche Debatte überhaupt suchen kann, ohne Angst vor individuellen Sanktionen haben zu müssen. So zum Beispiel im Falle von sexualisierten Übergriffen, wo es für die Betroffenen unheimlich wichtig ist, anonym bleiben zu können. Darin liegt die eigentliche Herausforderung emanzipatorischer Politik – Anonymität einerseits und Öffentlichkeit andererseits immer wieder herzustellen. Das Ideal sähe so aus, dass zum Beispiel politisch ein Hausverbot verhandelt und in der

Aushandlung auch mit der sozialen Eingebundenheit von Personen umgegangen würde. So aber wie sich die Situation darstellt, setzen sich die Positionen durch, die besser netzwerken und die einen längeren Atem haben.

Wir brauchen daher die Debatte. Denn sie ist ein Mittel zur Herstellung politischer Öffentlichkeit und gleichzeitig in der Lage, die progressive Form der Anonymität herzustellen und damit vor Cliquenherrschaft und Gossip zu schützen. Das ist sicherlich nicht der Weisheit letzter Schluss, aber es wäre ein wichtiger Schritt um Frust, Angst, Unbehagen und ätzenden sozialen Dynamiken entgegen zu wirken.

#### EIN KLEINER HISTORISCHER AUSFLUG

Bei der Schnellebigkeit „dieser Szene“ geraten Hausverbote, Beschlüsse, Vorfälle in Vergessenheit, wenn keine Quellen produziert werden. Unmöglich, so transparent und verbindlich mit vergangenen Konflikte umzugehen. Die Konfliktlinien zwischen Gruppen, Strukturen und Zusammenhängen sind auf die Frage zurück geworfen, wer wann wo dabei war und ob diejenigen, die heute aktiv sind, überhaupt einen Zugang zu den vergangenen Konflikten haben können. „Die Szene“ verlässt sich auf eine mündliche Tradierung, die weder einen komplexen Diskussionsprozess noch Geschehenes unverzerrt wiedergeben kann. Wer die Quellenproduktion vernachlässigt, wird später nicht mehr in der Lage sein, linke Theorie, Praxis und Organisation in einen geschichtlichen Zusammenhang zu bringen und weiter zu entwickeln. „Eine Szene“, die ihre eigene Geschichte vergisst, ist dazu verdammt, die selben Fehler immer wieder zu machen – von der Möglichkeit sich selbst kritisieren zu können mal ganz ausgenommen. Es braucht die Debatte, um den Stillstand zu überwinden.



## „SZENE“ ALS POLITIKERSATZ

„Die Szene“ als Ersatz fürs Politische zu nehmen, ist ermüdend und frustrierend. Die Politik ist eine Politik für „die Szene“ geworden. Das Stichwort heißt: Selbstreferentialität. Vier Spontandemos in einer Woche. Eine gute Option, um die Wut auf die Straße zu tragen, etwa anlässlich des Mordes an Clement Méric. Aber keine Form, die dem Anspruch auf gesellschaftliche Veränderung gerecht würde. Vermittlung, Auseinandersetzung mit „uncoolen“ Bündnispartner\_innen, die Anstrengung der Diskussion – all das findet kaum statt. Kundgebungen sind zäh, träge, eher Pflichtveranstaltungen oder dann doch ein netter Ort, um Leute zu treffen, die man lange nicht mehr gesehen hat. Die Formen des Ausdrucks sind die immergleichen: Kundgebungen, Demos, Schilder, Transpis, Redebeiträge. Es werden sich keine Gedanken mehr darüber gemacht, wie man über „die Szene“ hinaus in die Gesellschaft hineinwirkt.

Es braucht die Debatte, damit die richtigen Sachen politisch verhandelt werden, statt nur sozial. Damit die Sachen, die sozial sind, nicht mehr aufgebläht werden zum Politikum. Die (Göttinger) Linke ist oftmals so desorientiert, handlungsunfähig und sprachlos, dass nur noch identitäres Gehabe den Schein erweckt, es handle sich noch um Politik. Es ist dann jedoch nicht viel mehr als der hedonistisch verpackte Verzweiflungsschrei über die eigene Bedeutungslosigkeit. Eine Ersatzhandlung, um sich die eigene Marginalität nicht eingestehen zu müssen. Ein letzter Ort des Aufgehobenseins, wenn nichts mehr funktioniert.

## IDENTITÄT FRISST ARGUMENT

Es zählt nicht das Argument, sondern das soziale Standing innerhalb „der linken Szene“. Das eigene, das der Politgruppe oder das des politischen Zusammenhangs. Jede Kritik, und sei sie noch so treffend, verpufft an

dem kollektiven Identitätsgebilde der eigenen sozialen Gruppe. Die eigene liebgewonnene Identität, für deren Erreichen man sich unter Umständen Einiges abverlangen musste, fühlt sich bedroht, wenn man ihr mit Kritik begegnet. Weil Linkswerden innerhalb „der Szene“ immer auch mit der mühsamen Herausbildung einer linken Identität verknüpft ist – und die duldet keinen Widerspruch. So wird innerhalb „der linken Szene“ auch nur reproduziert, was in der Gesellschaft sowieso schon als immerwährender notwendiger Zwang zur kohärenten Identität vorhanden ist. Auch die Sozialisation in „eine linke Szene“ hat deshalb etwas Gewalttätiges. Nichts anderes als „der identische, zweckgerichtete, männliche Charakter des Menschen“ ist das Resultat, und das, obwohl Linke mal für Gegenteiliges angetreten sind. Dabei richtet die Normvorstellung jede Einzelne und jeden Einzelnen zu. Was links ist, wird verinnerlicht, sich nicht aber emanzipatorisch angeeignet. Dass sowas nicht unbeschadet an den Einzelnen vorübergeht, können alle bestätigen, die nicht als Linke geboren sind.

Leute steigen irgendwann aus „dieser Szene“ aus, weil sie die Schnauze voll haben. Weil sie keine Lust mehr haben mitanzusehen, wie sich die (Göttinger) Linke selber handlungsunfähig macht. Mitanzusehen, wie Leute sich völlig frustriert oder verletzt aus Zusammenhängen rausziehen, weil Hausverbote aufgrund sozialer Netzwerke nicht oder halbherzig durchgesetzt werden. Mitzuerleben, wie immer mehr Ersatzhandlungen aufpoppen, identitäres Gehabe zum ultimativen Politikkonzept aufgeblasen wird, weil heiße Luft immerhin nach oben steigt und damit überm Scherbenhaufen schwebt. Leute ziehen sich raus, weil spätestens an dem Punkt, wo Militanz in affektiv gesteuerten Aktionismus umschlägt und andere es ausbaden müssen, man mit „dieser Szene“ nichts mehr zu tun haben will.

## WHAT'S LEFT?

Was wäre eine mögliche Form der Zugehörigkeit? Es wäre die zur historisch-moralischen Verpflichtung auf eine gemeinsame Idee, die verbindlicher wäre, als ein stillschweigendes Anerkennen der Zugehörigkeit „zur linken Szene“. Damit ist das revolutionäre Prinzip von Karl Marx, die „Lehre, dass der Mensch das höchste Wesen für den Menschen sei, also mit dem kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“, ergänzt um Theodor W. Adornos kategorischen Imperativ unser „Denken und Handeln so einzurichten, dass Auschwitz nicht sich wiederhole, nichts Ähnliches geschehe“ gemeint.

Vielleicht könnte diese primäre Kategorie der Zugehörigkeit uns alle davor bewahren, immer wieder und wieder aufs Neue enttäuscht zu werden, wenn „unsere Szene“ mal wieder Scheiße baut, uns im Stich lässt oder fiese Dynamiken entwickelt. Sich von „der Szene“ zu verabschieden, könnte uns als Einzelne zu etwas weniger Frustration und Angst und Zwang führen und könnte die Linke, die Zusammenhänge, Strukturen und Gruppen vielleicht dazu bringen, sich vernünftiger mit dem auseinanderzusetzen, wofür man angetreten ist: Zu diskutieren, zu streiten, sich zu kritisieren und gemeinsam weiter zu kommen. Wir sind als politische Linke, wie auch der Rest der Gesellschaft, ein Haufen von Pfeifen. Das, was uns als politische Linke jedoch auszeichnet, ist dieses zusätzliche Moment der Irrationalität, dass wir trotz der eigenen Marginalität an der Möglichkeit einer befreiten Gesellschaft festhalten. Das Konzept einer politischen Linken hieße, den Streit, das Argument, die Widersprüchlichkeit von Zugehörigkeit unmittelbar mitzudenken und die Anstrengung auf sich nehmen, schon immer abzuwägen, was richtig und was falsch ist.

All das Gesagte heißt nicht, dass man sich nicht freuen darf, über die teils großartigen Leute, die in dieser Stadt und „ihrer Szene“ rumlaufen. Das alles ist kein Plädoyer dafür, keine Partys mehr zu feiern, keine Diskussionen beim Bierchen mehr zu führen und kleine Storys im Hof der Roten auszutauschen. Der Text ist ein Plädoyer für mehr linksradikale Öffentlichkeit – gegen Szene-Klüngel. Und dafür, dass endlich alles besser werden muss.





# ((QUEER)FEMINISTISCHES) THEORIEMISSTRAUEN.

*EIN EINWAND IN SIEBEN THESEN.*

//: 1 Adorno, Theodor W.: Moral und Stil. Minima Moralia, S. 114

## ANEKDOTE.

Der Vortrag sei sehr spannend gewesen, begann eine Frau ihr Feedback zu einer Veranstaltung im Rahmen des e\*camps (gegen Kapitalismus und sein Geschlechterverhältnis) im Juli 2013. Doch, so fuhr sie fort, die Verwendung von Fremdwörtern sei schade gewesen und manchmal habe sie nicht gut folgen können. Wichtig sei, meldete sich eine andere Frau zu Wort, dass wir in der Linken an so etwas arbeiteten und mehr Energie in Kommunikation und Beziehungsarbeit steckten. Meine Nachbarin hob die Hand. In ihren Augen tatsächlich Tränen, in der Stimme ein leichtes Beben: So wütend oder entschlossen oder abgegessen war sie, als sie laut und so, als wolle sie das jetzt zum allerletzten Mal sagen, das Wort ergriff: „Ich habe“, sagte sie, „keine Lust Beziehungsarbeit zu machen. Ich habe mir als Frau Theorie angeeignet und meine feministische Gesellschaftskritik basiert auf komplexen Zusammenhängen. Ich finde es wichtig, dass Frauen Theorie machen. Ich hab kein Bock mehr, mich dafür zu verteidigen.“ Wie dankbar ich ihr für dieses Statement war.

## 1. DIE KOMPLEXITÄT DER DINGE.

Es muss Texte geben, die der Einführung dienen oder die in leichter Sprache geschrieben sind. Aber: unterschiedliche Texte – unterschiedliche Adressat\_innen. Wir wollen feministische Theoriebildung vorantreiben.

Manche Dinge sind komplex und erfordern eine komplexe Darstellung. Gesellschaftliche Verhältnisse in ihrer Verwobenheit und Totalität begreifen zu können, bedarf einer massiven Denkanstrengung. Etwa Geschlechterverhältnis und bür-

gerliche Ideologie zu ergründen, dem patriarchalen Prinzip des Kapitalverhältnisses nachzuspüren, bedeutet: Widersprüchen nachzugehen, sich Assoziationen hinzugeben, nicht auf einen Zweck hin zu denken. Es geht um die Lust am Denken, nicht um ein praxisfertiges Produkt. Subversiv kann ein Gedanke nur sein, wenn er antithetisch und in Distanz zum Bekannten steht. Es gibt keine beliebige Kommunizierbarkeit eines jeden Gedankens (Minima Moralia, S. 90): Denn dieser Gedanke erfordert jenen Ausdruck, da ist nichts dran zu rütteln.

## 2. KOMMENSURABLES WISSEN.

Warum hält man es nicht aus, Dinge nicht zu verstehen? Woher der Drang, Erkenntnis in Praxis zu verwandeln? Warum die Bequemlichkeit der Gewissheiten dem Abenteuer des Zweifels vorziehen? Eine Antwort wäre: Gerade Frauen müssen unter Beweis stellen, dass sie etwas wissen. Frauen müssen selbstbewusst auftreten, müssen überzeugt sein und überzeugen können. Frauen können sich Zweifel nicht leisten.

Auflösen lässt sich das Dilemma nicht in der Verkürzung und indem das „leichte Wissen“ den Vorzug erhält. Gewissheit ist immer schon ein Indiz dafür, auf dem Holzweg zu sein: Gewissheit gibt es nur in konsumierbarer Form der Abi-Teacher und Bachelor-Kompakt-Bücher. Sich in die Sicherheit des Baustein-Wissens zurückzuziehen und allein mit fertigen Gedanken Politik zu machen, bedeutet, das Denken zu suspendieren. Sich auf das Bekannte zu verlassen, das, was unmittelbar zu verstehen ist, bedeutet, auf der Stelle zu verharren.



„Der vage Ausdruck erlaubt dem, der ihn vernimmt, das ungefähr sich vorzustellen, was ihm genehm ist und was er ohnehin meint. Der strenge erzwingt Eindeutigkeit der Auffassung, die Anstrengung des Begriffs, deren die Menschen bewußt entwöhnt werden, und mutet ihnen vor allem Inhalt Suspension der gängigen Urteile, damit ein sich Absondern zu, dem sie heftig widerstreben. Nur, was sie nicht erst zu verstehen brauchen, gilt ihnen für verständlich; nur das in Wahrheit Entfremdete, das vom Kommerz geprägte Wort berührt sie als vertraut.“<sup>1</sup>

Frauen können sich Zweifel nicht leisten. Aber genau hier muss feministische Politik einsetzen, das Zweifeln rehabilitieren, Unzulänglichkeiten transparent machen, für Lücken kämpfen und das ungewisse Streben nach Erkenntnis zurückerobern.

### 3. BRUCH MIT DER GESCHLECHTERROLLE.

Wir mögen keine identitäre Politik. Der Klarstellung halber handeln wir nun einmal (ein einziges Mal) dieser Überzeugung zuwider, indem wir sagen: Wir als kommunistische, feministische, ... Frauen wollen Theorie machen. Wir wollen lesen. Wir wollen diskutieren. Wir wollen Texte schreiben. Wir wollen diese Gesellschaft und ihr patriarchales Prinzip begreifen. Wir wollen uns in der Abstraktion verlieren und mit neuen Erkenntnissen zurückkommen. Wir wollen uns weiterbringen und uns fordern. Wir wollen uns in unbekannte Gefilde fortbewegen. Wir wollen Kritik formulieren. Wir wollen liebgewonnene Gewissheiten anzweifeln. Wir wollen einen materialistischen Feminismus im Fahrwasser der Kritischen Theorie betreiben.

Für Frauen bedeutet(e) es einen Bruch mit der Geschlechterrolle, sich theoretisch zu beschäftigen und auszudrücken. Und es bedeutet(e) sich über die eigene Situation bewusst zu werden, die Strukturen dieser Gesellschaft zu ergründen und auf

ihre Überwindung hinzuarbeiten. Sich der rationalen Annäherung an den Gegenstand zu entziehen, bedeutet auch eine Kapitulation vor der eigenen Sozialisation. Denn selbstverständlich können Frauen unversöhnliche Kritik formulieren und abstrakte Argumente entwickeln. Und sie sollten es tun.

### 4. QUEERE BESCHREIBUNGSWELTEN.

Mit dem Aufstieg der Queer Theory und queerer Bewegungen hielt die Gewohnheit der Beschreibung Einzug in feministische Kontexte: Präzise wurden Widersprüche, Differenzen, Ambivalenzen und Identitäten beschrieben. Der status quo der Diskriminierung ist zum Ausgangspunkt des Denkens geworden, nicht die Suche nach den Ursachen dieser Herabsetzungen. Die stets anschließende Frage nach der Praxis ist die Flucht nach vorne. Mit der Ergründung der Verhältnisse und ihrer sexistischen, homophoben, ableistischen Ideologie hält man sich nicht auf: Die Anstrengung des Begriffs (eine materialistische Erfassung der Verhältnisse) gilt zu meist als Essentialismus. Doch: Von der Pluralisierung der Identitäten bereits auszugehen kommt einer Realitätsverweigerung gleich – wenn ich sage, es gibt mehr Geschlechter als zwei, heißt es nicht, dass es so ist. Hingegen hebt die feministische Gesellschaftskritik darauf ab, zu ergründen, wie sich zum Einen den Sexisten, den Homophoben, den Rassistinnen die Welt darstellt und wie zum Anderen die Welt durch ihre objektiven Zwänge eingerichtet ist. Dazu bedarf es mehr als der bloßen Beschreibung.

Und darin mag hierbei unser Missverständnis bestehen: Identitäre Strategien zielen ja nicht auf eine Überwindung der kapitalistischen-patriarchalen Verhältnisse ab. So darf dies ihnen nicht zum Vorwurf gemacht werden.

## 5. KRITIK DER VERSCHLEIERUNG.

Der Vorwurf, sich zu „akademisch ausschließend“ auszudrücken, sodass Leute das Geschriebene nicht verstehen könnten, kommt (unter anderem) aus der queerfeministischen Ecke. Ihm liegen mehrere Fehlschlüsse zugrunde.

Zunächst die Annahme, nur Leute an der Uni verstünden solche Texte, andere nicht: Sie bedeutet eine massive Verachtung des Intellekts von Menschen, die nicht studiert haben. Sie bedeutet, Menschen die Fähigkeit abzusprechen, sich in Gedanken hineinzuwühlen und Dinge sich anzueignen (ganz davon abgesehen, dass in kaum einer Uni Marx oder Kritische Theorie gelehrt wird). In dieser Annahme bricht sich ein Paternalismus Bahn, den Feministinnen seit jeher zurückwiesen, wenn er von Männern kam. Leser\_innen als Subjekte ernst zunehmen ist die andere Seite der Medaille und das Gegenstück zu pädagogischem Schreiben, das davon ausgeht, andere müssten über die eigenen Ansichten aufgeklärt werden. Schreiben und Diskutieren als Suchbewegung unter Einbeziehung aller, die Einspruch erheben, in Frage stellen und widersprechen wollen, ist unser Anliegen.

Die Annahme, die eigenen queerfeministischen Impulse seien leichter verständlich, ist der zweite Fehlschluss. Es gibt keine Erkenntnis „aus dem Bauch“ heraus“. Queerfeministische Praktiken der Dekonstruktion oder der Sprachkritik mit \* und \_ basieren auf abstrakten Annahmen, die nicht ohne Weiteres zu erschließen sind. Die Lektüre Judith Butlers erfordert einige Stunden Konzentration und sehr gewieft muss sein, wer die Sprache auf Anhieb entwirren kann. Ganz zu schweigen von den theoretischen Voraussetzungen: Wer der eigenen theoretischen Zugehörigkeit nicht nachspürt, bewegt sich in einer Strömung mit dubiosen Gestalten wie Martin Heidegger, der maßgeblich die Entwicklung des Poststrukturalismus

beeinflusste.

Die Annahme, queerfeministische Praxis sei theorieferner und basiere auf reinem Erleben ist ein (notwendiger) Trugschluss. Sie suggeriert einen quasi-natürlichen Zusammenhang von Erfahrung und Erkenntnis, als ob die Dinge „einfach so auf der Hand lägen“. Doch zugleich liegt die Abstraktheit ihrer Analysen im Dunkeln.

## 6. KRITIK DER HARMONISIERUNG.

Der Vorwurf, Texte seien zu kompliziert, die Anzahl der Fremdwörter und der Nebensätze zu hoch, verweist auch auf den Wunsch nach Konsens. Er verweist darauf, die Wogen glätten zu wollen, auf den Wunsch, als Feministinnen doch zusammen zu halten. Der Streit, die Diskussion, die Kritik werden als „unsolidarisch“ und „nicht wertschätzend“ markiert. Doch birgt genau diese Auseinandersetzung doch Möglichkeiten, die nicht Angst, sondern Neugierde hervorrufen sollten. Wie kommt eine Linke weiter, wenn nicht durch Diskussion?

Warum können Menschen nicht aushalten, nicht unmittelbar zu verstehen? Sich der eigenen Lücken, Fragen, Zweifel und Unsicherheiten bewusst zu werden, heißt doch auch: weitergehen, dem Drang der Erkenntnis nach, sich in Geduld zu üben. Dass dies ein aufreibendes Unterfangen ist, steht außer Frage. Doch stellen sich diese Fragen schließlich auch in einer aufreibenden Welt. Der Ohnmacht und Resignation angesichts der Komplexität etwas entgegen zu setzen, ist seit jeher der Grund, warum Linke sich zusammenschließen, sich um kollektiven Erkenntnisgewinn bemühen – sei es in Debatten oder Lesekreisen. Dies ist Ausdruck einer notwendigen Geduld, einer Bewusstwerdung über die Geschichtlichkeit der eigenen Bewegung: Wir alle sind nicht die Ersten und werden nicht die Letzten sein, die Fragen aufwerfen. Alles im Hier und Jetzt beantwortet bekom-

men zu wollen, ist bereits Ausdruck einer funktionalistisch eingerichteten, zweckgerichteten Gesellschaft.

## 7. VERMITTLUNG VON EMOTIONALITÄT UND RATIONALITÄT.

Man weiß: In der bürgerlichen Gesellschaft sind Emotionalität und Rationalität entgegengesetzte Pole. Die Frau, das Naturwesen, ist emotional. Der kulturschaffende Mann rational. (Feministische) Politik sollte den Widerspruch nicht einseitig auflösen, sondern nach der Vermittlung streben. (Feministische) Politik muss Emotionen miteinbeziehen – wie könnten sonst Ideologien erfasst werden? (Feministische) Politik muss Befindlichkeiten und Bedürfnisse ernst nehmen – in Ablehnung eines rationalistisch-instrumentellen Politikverständnisses. (Feministische) Politik muss Empathie zum Ausgangspunkt haben – als moralische Grundvoraussetzung, „alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“. Empathie, die Reflexion auf die eigene und die Situation anderer ist doch bereits notwendiger Ausgangspunkt linker Politik.

In diesem Sinne müssen Emotionalität und Rationalität miteinander vermittelt werden und der Gegensatz nicht zugunsten einer „guten Emotionalität“ gegenüber einer „männlich-mackerigen Rationalität“ aufgelöst werden.

## ZU GUTER LETZT

Argumente, die nur auf die Form abzielen, verunmöglichen die inhaltliche Debatte. Wir wünschen uns eine öffentliche Diskussion über Form und Inhalt feministischer Politik. Wir freuen uns über Feedback zu unseren Ansätzen – noch mehr allerdings, über solches, das die Öffentlichkeit sucht (sonst haben wir ja keine Möglichkeiten, darauf zu antworten).



# DER MÄNNERBUND.

ÜBERLEGUNGEN ZUR BEDEUTUNG DER KRITIK AN STUDENTENVERBINDUNGEN UND BURSCHENSCHAFTEN FÜR EINE FEMINISTISCHE GESELLSCHAFTSKRITIK.

//: 1 Die DB wurde 1950 wiedergegründet als größter Korporationsverband der BRD. 1962 gehörten bundesweit rund dreißig Prozent der männlichen Studierenden einer Verbindung an. In den 1950er und 60er Jahren trugen sie zur Remasculinisierung und Rekonstruktion des hegemonialen Männlichkeitsmodells bei.

//: 2 Die Literatur etwa war voller mann-männlicher Umarmungen und Küsse. Klopstock: Der Zürchersee. 1750: „Aber süßer ist noch, schöner und reizender | in dem Arme des Freundes wissen ein Freund zu sein! | So das Leben genießen, | Nicht unwürdig der Ewigkeit“ Der Historiker George L. Mosse stellt fest: „Deutschland war es, wo die Ideale persönlicher Freundschaft am klarsten artikuliert wurden, vielleicht deshalb, weil solche Bindungen unter den Deutschen zum Teil als Surrogat für die verlorene nationale Einheit [„verloren“ ist vielleicht nicht der passendste Ausdruck – sub\*way] und als Hilfe bei dem Versuch, diese wiederzufinden, dienen konnten.“

//: 3 Christopher Treiblmayr: Männerbünde und Schwulenbewegung im 20. Jahrhundert. In: Europäische Geschichte Online (EGO), hg. vom Institut für Europäische Geschichte (IEG), Mainz 2010. (<http://www.ieggo.eu/treiblmayrc-2010-de>).

Es ist nicht leicht zu sagen, was Studentenverbindungen und Burschenschaften mit dem Rest der Gesellschaft zu tun haben. So archaisch wirken sie, aus der Zeit gefallen, und alle, die den Spiegel lesen, wissen: Burschen sind mindestens seltsam, nationalistisch und frauenfeindlich. Dieses Urteil greift jedoch zu kurz und das nicht zufällig. Denn wer sich wirklich auf die Suche begäbe, müsste doch zugestehen, dass Studentenverbindungen und Burschenschaften mehr mit der „bürgerlichen Mitte“ zu tun haben, als einer\_m lieb ist.

Zunächst einmal sind Studentenverbindungen so alt wie die bürgerliche Gesellschaft selbst. Burschenschaften haben seitdem den Nationalismus durch ihren Einfluss in elitären Positionen geprägt: 1815 gegründet in der nationalistischen Euphorie der antinapoleonischen Kriege, einflussreich bei der Konturierung des deutschen Nationalstaats nach der Reichsgründung 1871 (Stichwort: nation-building – im Kaiserreich waren mindestens 60% der Studenten Verbinder) und antirepublikanisch durch ihre Verwobenheit

mit dem reaktionären Treiben gegen die Weimarer Republik. Sie formierten sich neu zum Wiederaufbau der Nation in den 50er Jahren.<sup>1</sup> Das Ganze hat insofern etwas mit einer spezifisch deutschen Entwicklung zu tun, als dass sich hier Burschenschaften erst herausbilden konnten – in den USA, den Niederlanden oder Großbritannien gibt es zwar Studentenverbindungen, aber ohne den nationalen Auftrag. Dort geht es „nur“ um Elite-Erziehung. Burschenschaftliche Männerbünde haben die Entwicklung des deutschen Nationalstaates seit ihrer Gründung beeinflussen wollen, hatten einen Effekt

auf den deutschen Nationalismus und deutsche Geschlechterkonzeptionen.

Sie vertraten zu jeder Zeit ein spezifisches Männlichkeitsideal, das sie immer auch in die Konzeption der Nation und ihrer Geschlechterentwürfe miteinzubringen versuchten. Mit ihren Idealen von Nation und Geschlecht sind sie Ausdruck der patriarchalen Gesellschaft in ihrer Gewordenheit, auch heute noch: Was als abstraktes Prinzip – nämlich als patriarchales Prinzip – immer noch das Geschlechterverhältnis bestimmt, wird im Männerbund als konkretes Projekt angegangen. Deshalb ist der Männerbundbegriff für die feministische Kritik wichtig. In ihm verdichtet sich der Zusammenhang von Sexualität, Nationalismus und Kapitalismus. Den Männerbund zu kritisieren heißt, sich anzuschauen, wie es um die psychologische Struktur seiner Subjekte bestellt ist und was dies mit bürgerlicher Männlichkeit per se zu tun hat. Denn auch wenn die liberalisierte Öffentlichkeit und der neoliberale Kapitalismus Frauen in den Arbeitsmarkt miteinbeziehen, Geschlechterrollen sich verändern, die Kleinfamilie und die damit verbundene Arbeitsteilung sich auflösen und Formen des Zusammenlebens und Arbeitens pluralisiert werden – bestimmte ideologische Formen in Bezug auf das Geschlechterverhältnis sind noch immer die gleichen. Das Bedürfnis, Frauen abzuwerten, sie als besonders emotional darzustellen, sie als in manchen Bereichen weniger fähig zu erachten, ist immer noch da: Die staatliche Gleichstellung und die Liberalisierung der Öffentlichkeit stehen in Kontrast zur psychologischen Komponente, sodass sich von einem materiellen und ideologischen Auseinanderfallen sprechen lässt. Burschen, die fechten und saufen, pöbeln und Gentleman

spielen, sind tatsächlich aus der Zeit gefallen und verkörpern ein Männlichkeitsideal, mit dem heute kein Blumentopf mehr zu gewinnen ist, weil es (zum Glück) öffentlich diskreditiert ist. Aber die Grundprobleme männlicher Zusammenschlüsse, die psychologische Zurichtung ist in ähnlichen Formen ja noch weit verbreitet. Studentenverbindungen sind also einerseits überholt, andererseits dient das, was sie tun, immer noch als ideologischer Referenzpunkt. Denn das, was wir bei den Burschen in zugespitzter Form finden, gibt es nicht nur bei diesen Reaktionärsten der Reaktionären: In den postfordistischen Subjekten selbst ist Regressives enthalten, nicht nur in den konservativen Backlashes dieser Gesellschaft.

## WIE DER MÄNNERBUND ZUSTANDE KAM...

Studentenverbindungen waren bis in die 70er Jahre reine Männerbünde – die meisten sind es noch heute. Auf den Internetseiten fast aller Studentenverbindungen findet sich die Betonung von Freundschaft und Lebensbund. Im 19. Jahrhundert hatte sich eine spezifisch deutsche Idee von Geschlechterrollen entwickelt, die maßgeblich mit der Idee der Männerfreundschaft verknüpft war. Der deutsche Freundschaftskult, im Sturm und Drang um 1800 noch pathetisch beschworen,<sup>2</sup> hatte sich durch die antinapoleonischen Kriege verändert: Im neuen Männlichkeitsideal ging es darum, die männliche Freundschaft aller erotischen Elemente zu entkleiden. Die Autonomie und der Selbstzweck der Freundschaft wich der Ausrichtung aufs Vaterland. Zugleich wurden Umarmungen und Küsse zunehmend mit Argwohn betrachtet. Der Kampf um die Nation zählte mehr als die Individualität, Liebe hatte der Nation zu gehören. Institutionell drückte sich das neue Ideal unter anderem in den ab 1815 entstehenden Burschenschaften aus. Der Freundeskreis wich dem Bund, dem Männerbund.

Ende des 19. Jahrhunderts konnten Verbinder und Burschenschafter mit der Schlagkraft dieses Bundes gegen die Erste Frauenbewegung und gegen die Gefahr einer „Entmännlichung“ der Politik und einer „Feminisierung“ des Staates kämpfen. Zur gleichen Zeit kamen im Deutschen Reich vehemente Debatten über Homosexualität auf, die mit sexueller Ausschweifung (dem Gegenteil von Triebbeherrschung), Heimlichkeit und Unmännlichkeit verbunden wurde: „Deutschland nimmt dabei insofern eine Sonderstellung ein, als es seit der Wende zum 20. Jahrhundert stärker als jede andere Nation mit Debatten über Homosexualität beschäftigt war.“<sup>3</sup> Während über das Geschlechterverhältnis und die Sexualmoral, sexuelle Laster und männliche Homosexualität diskutiert wurde, fand der Begriff des Männerbundes Verbreitung: Nicht zufällig, war ja die hegemoniale Männlichkeit ins Wanken geraten und musste verteidigt werden. Die Debatten um den Männerbund als Triebkraft gesellschaftlicher Entwicklung und diejenigen um männliche Homosexualität wurden von einigen Zeitgenossen gar verknüpft: Sie machten eine dünne Grenze zwischen Schwulsein und dem „Männerhelden“ des Männerbundes aus.

Die auch heute noch vorhandene unheimliche Asexualität des Männerbundes verweist darauf, dass an dem Gedanken etwas dran ist. Doch der Unterschied ist, dass im Männerbund nichts lustvoll ausgelebt wird, sondern die latente Homoerotik, die besteht, wenn die Kameradschaft und Freundschaft des Männerbundes beschworen werden, wenn der (nackte) männliche Körper zentral ist und Sport eine so große Rolle spielt, aggressiv verdrängt wird. Die immerzu verdrängte, aber präsente homoerotische Ästhetik findet sich auch im Deckengemälde des Burschaftsdenkmals der Deutschen Burschenschaft in Eisenach, das 1902 errichtet wurde: Dort sind potente nackte (überwiegend männliche) Gestalten der germanischen Mythologie zu sehen.

//: 4 „Unter dem Druck des Über-Ichs projiziert das Ich die vom Es ausgehenden, durch ihre Stärke ihm Selbst gefährlichen Aggressionsgelüste als böse Intentionen in die Außenwelt und erreicht es dadurch, sie als Reaktion auf solches Äußere loszuwerden. Das in Aggression umgesetzte Verpönte ist meist homosexueller Art. [...] Der Vaterhass [wurde] als ewige Ranküne verdrängt.“ (Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Frankfurt a.M.: Fischer 1998, S. 201.)

//: 5 Der Standard: „Ich habe Erniedrigung und totale Fremdbestimmung erlebt“ <http://derstandard.at/1389859292564/Ich-habe-Erniedrigung-und-totale-Fremdbestimmung-erlebt> (5. Februar 2014)

//: 6 taz: Burschenschaffer wollen nüchtern sein. <https://www.taz.de/1/archiv/archiv/?dig=2005/05/23/a0147> (23.5.2005)

//: 7 Beziehungsweise das, was „Toleranz“ immer ist: Hinzunehmen, dass es die „Anderen“ gibt, ohne sie jedoch anzuerkennen.

//: 8 Akademische Burschenschaft Oberösterreichischer Germanen in Wien (13.1.2014) [www.obergermanen.at](http://www.obergermanen.at)

//: 9 Die DB- und BG-Burschenschaft Danubia München ist in der Vergangenheit zum Beispiel dadurch aufgefallen, dass sie immer wieder vom Verfassungsschutz als „rechtsextremistisch“ eingestuft wurde. 2001 versteckte sie einen Neonazi nach einem rassistischen Überfall auf ihrem Haus. Duswald war in den 70er Jahren Führungskader der neonazistischen NDP.

//: 10 „Die Aula. Das freiheitliche Magazin“ ist ein 1951 gegründetes rechtsextremes österreichisches Monatsmagazin. Das Magazin sieht sich als Sprachrohr der „national-freiheitlichen“ Studentenverbindungen Österreichs.

## WAS BEI 'RUM KOMMT: EIN HOMOPHOBER AUTORITÄRER CHARAKTER

Die Verdrängung führt – ob es sich dabei um eine Studentenverbindung oder einen anderen Männerbund handelt – zumeist zu einem autoritären Charakter seiner Mitglieder, wobei ihr Bedürfnis nach einfachen Herrschaftsverhältnissen (wie in Banden und Gangs) sehr wichtig ist. Die verdrängte Homoerotik spielt deshalb eine so große Rolle, da das Begehren im homosozialen Zusammenhang gelegnet und nach außen projiziert werden muss. Es ist so – da kann man gut auf die Psychoanalyse zurückgreifen – dass eigene Regungen, die jedoch von der Gemeinschaft (also hier dem Männerbund) tabuisiert sind, oft auf andere übertragen und dort als falsch, böse oder schlecht bekämpft werden: „Da er die Begierde sich nicht zugestehen darf, rückt er dem anderen als Eifersüchtiger oder Verfolger auf den Leib.“<sup>4</sup>

Den männlichen Charakter (überhaupt, aber vor allem in der Studentenverbindung) herauszubilden, ist eine mühsame Angelegenheit und mit viel Härte gegen sich selbst verbunden. In hierarchisch organisierten Studentenverbindungen muss man beim Fechten Mut beweisen, beim Bierkonsum über die eigenen Grenzen hinaus gehen und sich von Älteren schikanieren lassen: derstandard.at berichtet von einem Aussteiger, der als Fux „Erniedrigung und totale Fremdbestimmung“ erlebt hatte, als er sich auf dem Klo unter Druck der Älteren rasieren musste. Er habe schon vorgehabt, die Burschenschaft zu verlassen, da er die „rassistischen, antisemitischen, ausländer- und frauenfeindlichen Witze“ satt gehabt habe.<sup>5</sup> In Studentenverbindungen geht es um Kameradschaft und Wettbewerb zugleich (was ohnehin essentiell ist für bürgerliche Männlichkeit), um Aufgehobensein in der Gemeinschaft um den Preis des Schmerzes. Und da den männlichen Charakter her-

auszubilden so schmerzhaft ist, die Konkurrenz so hart, die Zurichtung von Körper und Geist so total, richtet sich der Ärger darüber gegen Leute, deren Handeln, Eigenschaften oder Besitz verlockend scheint, weil vermeintlich einfacher, schwächer oder sinnlicher: als Sexismus oder Homophobie oder Antisemitismus. Nun ist die Härte in (schlagenden) Studentenverbindungen außergewöhnlich – ihr Elite-Dünkel und die Vorstellung der eigenen Position innerhalb der kapitalistischen Konkurrenz ist es jedoch auch. Somit sind Verbinder ein Ausdruck davon, wozu Leute fähig sind, wenn sie das Hauen und Stechen im Kapitalismus mit einem nationalen Auftrag verknüpfen, und zeigen auf, was das psychologische Endprodukt ist: ein äußerst autoritärer Charakter. Der männliche Charakter im Männerbund mit seiner Dramatisierung der Männerrolle ist insofern tatsächlich die zugespitzte Form ganz „normaler“ bürgerlicher Männlichkeit.

Im Männerbund ist es noch wichtiger, nicht als schwul zu gelten, dass kein schwules Begehren zugelassen wird und man nicht in den Verdacht gerät, schwach oder weiblich zu sein – der Widerspruch zum Selbstbild wäre zu krass und der Männerbund konkret gefährdet, wenn Männer in ihm Beziehungen miteinander anfangen. Lust, Sexualität und Sinnlichkeit werden dann überhaupt aus der Männergemeinschaft verwiesen und stattdessen wird sich asketisch für den Bund aufgeopfert, sich ungebrochen mit dem tyrannischen „Vater“ – also dem Bund, den Alten Herren, den Fuxmajoren, dem Biervater – identifiziert. Auch daher der besonders autoritäre Charakter, der keinerlei Reflexion kennt.

Es ist übrigens kein Widerspruch, dass tatsächlich einige Schwule in Studentenverbindungen und vielleicht sogar Burschenschaften sind: „Bei uns haben wir auch einen stadtbekanntem Schwulen“, sagt stolz Roman von der Marchia Bonn,<sup>6</sup> schrieb die taz

2005 anlässlich des Burschentages in Eisenach. Das sollte wohl Toleranz und Pluralismus suggerieren. Diese Toleranz, die ein Zugeständnis an die liberalisierte Öffentlichkeit ist, ist jedoch brüchig.<sup>7</sup> Auf der Internetseite der Oberösterreichischen Germanen Wien hört sich das als Meinungsfreiheit verkleidete Ressentiment, das sich anlässlich des Outings des Fußballers Hitzlsperger Ausdruck verschafft, so an:

„Sobald man an diesen Tagen eine Zeitung aufschlägt [...] wird einem dieser ehemalige Fußballer von zweifelhaftem Erfolg präsentiert, der nun, nach seinem Karriereende, dazu auserkoren worden ist den Heilsbringer zu spielen, der Homosexualität im professionellen Sport als normal gelten lassen soll. Man mag es vielleicht auf die Ermangelung echter Helden schieben, dass es nun diesen Feigling trifft, als Speerspitze einer Bewegung herumgereicht zu werden. Jetzt, da er keinen Anfeindungen auf dem Platz, sei es von gegnerischen Spielern, aber vor allem gegnerischen Fans, ausgesetzt ist, ja jetzt lässt es sich leicht schwul sein und voll aufgeplustertem Stolz schmalzig in alle Kameras lächeln, die einem ins dümmlich grinsende Gesicht filmen. Und die Medien, die sich heutzutage an grenzenloser Armseligkeit zu übertreffen versuchen, spielen dieses Spiel natürlich gerne, denn homosexuell zu sein ist in der heutigen Zeit in unseren Breitengraden ja ach so verpönt.“<sup>8</sup>

Während hier vor allem ein Rundumschlag gegen Gleichstellungstendenzen und erodierende Männlichkeit („Ermangelung echter Helden“) die Homophobie ausdrückt, lassen andere Burschen dem blanken Hass freien Lauf. Anlässlich der schwulen Hochzeit eines Bundesbruders der aus der DB ausgetretenen Alemannia Köln faselte der Danube<sup>9</sup> Fred Duswald in der österreichischen Nazi-Zeitung „Die Aula“<sup>10</sup> 11/2010:

„Vier junge Bundesbrüder wurden

als Statisten für ein homosexuelles Pilotprojekt mißbraucht, das offensichtlich dazu dienen soll, in korporationsstudentischen Männerbünden das „Mannesmannverfahren“ zu „popolarisieren“. Die Organe der Deutschen Burschenschaft dürfen schwule Umtriebe nicht auf sich beruhen lassen. Homosex ist kein harmloses Hobby und die Burschenschaft kein Schwuchtelklub. Wird Schwulsein Usus, ist die Burschenherrlichkeit im Nu entschwunden. Welcher normal veranlagte Student mag sich zum Eintritt in eine Korporation entschließen, wenn er befürchten muß, durch Sittenstrolche sexuell belästigt zu werden? Unter keinen Umständen darf die Deutsche Burschenschaft in den Ruf einer Brutstätte geraten, wo aus der Unzucht eine Tugend gemacht wird. Die Aftermoral der Parteien, die die Homosexualität legalisiert haben, ist für die Burschenschaft nicht bindend. Burschenschafter sind nicht schwul und das ist besser so. Warme Brüder müssen gefeuert, Eiterherde ausgebrannt werden. Die Kölner Alemannen haben nicht den Rhein, sondern den Rubikon überschritten. Am andern Ufer haben Burschenschafter nichts zu suchen.“

Genauso wie dieser Tage etwa die konservativ-religiöse Empörung über „Indoktrination von Schulkindern“ in Frankreich oder Baden-Württemberg, mutmaßt auch Duswald, es handele sich um ein „Pilotprojekt“ mit Zweck und ist damit ganz paranoid und verschwörungstheoretisch unterwegs. Die Angst vor Unterwanderung („die Burschenschaft kein Schwuchtelklub“), die Rhetorik der übermächtigen Homosexualität und des Schwulseins als neuer Normalität („Usus“, „Brutstätte“, „aus der Unzucht eine Tugend“) hauen ebenfalls in diese Kerbe. Zugleich wird hier deutlich, dass „die Schwuchtel“ als verweiblichter Mann gedacht wird und so den harten Anforderungen des Männerbundes Burschenschaft nicht gerecht würde. Die Klischees, man würde von den „Sittenstrolchen“ belästigt, sowie auch das krasse biologistische und pathologi-

//: 11 Olympia Wien: <http://olympia.burschenschaft.at>

//: 12 So etwa der Vortrag bei der damaligen DB-Burschenschaft Hannovera Göttingen 2009: „Ein Volk entsorgt seine Kinder. Abtreibung im real existierenden Liberalismus.“

//: 13 Couleurdamen: Warum Mädels mit Verbindungsstudenten abhängen <http://fudder.de/artikel/2011/10/12/couleur-damen-warum-maedels-mitverbindungsstudenten-abhaengen/> (12.10.11)

//: 14 Dies ist eine Struktur von Männern, die 1979 gegenseitige Unterstützung bei der politischen Karriere vereinbarten und sich versprachen, nicht gegeneinander zu kandidieren.

//: 15 Dabei handelt es sich seit 1992 um einen Zusammenschluss von Topmanagern und Konzernchefs aus der deutschen Wirtschaft.

//: 16 Der Standard: Männer mit besten Verbindungen. <http://derstandard.at/1389860517528/Maenner-mitbesten-Verbindungen> (14.2.2014).

//: 17 Die Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ) ist eine nationalistische und rechtspopulistische Partei in Österreich, die im Nationalrat und neun Landtagen vertreten ist. Zahlreiche Mitglieder der FPÖ sind oder waren Mitglieder von Studentenverbindungen.

//: 18 Vgl.: Der Standard: Männer mit besten Verbindungen.

sierende Vokabular („Eiterherde“), die schlechten Wortwitze, die Abwertung und das Verächtlichmachen, sind nur die hassvolle Krone des Ganzen.

## DER MÄNNERBUND ALS WELT OHNE FRAUEN – DER LEBENSBUND MIT EHEFRAU

Die Polemisierung gegen „Genderwahn“ zieht sich im burschenschaftlichen Jargon durch:

„Willkommen bei der Burschenschaft Olympia! Bist Du normal geblieben, sind Political Correctness und Genderwahn spurlos an Dir vorbeigezogen? Du empfindest Gemeinsinn und Fröhlichkeit als unverzichtbar und betrachtest Aufrichtigkeit, Pflichtbewußtsein und Studienerfolg als Zeichen Deiner Charakterstärke? Dann laden wir Dich ein, die schärfste Burschenschaft Wiens kennenzulernen.“<sup>11</sup>

Die Olympia Wien kokettiert mit Sexyness und Potenz („die schärfste Burschenschaft“) und setzt die alleinige Aufnahme von Männern als so selbstverständlich voraus, dass nicht einmal mehr erwähnt werden muss, dass Frauen ausgeschlossen sind (obwohl sie ja auch Interesse an Studienerfolg oder Charakterstärke haben könnten). Studentenverbindungen erklären die Nicht-Aufnahme von Frauen häufig entweder mit dem Verweis auf „Konfliktpotenzial“ oder die Möglichkeit von Beziehungstreits – dies offenbart nochmal, dass sie sich schwule Beziehungen auf den Häusern nicht einmal vorstellen können.

Oder sie argumentieren mit (Fußball) Vereinen oder Tradition – als handle es sich mehr oder weniger um eine Frage des Geschmacks. Doch dahinter steckt natürlich mehr: Die Verbinder suggerieren die Möglichkeit einer Reproduktion ohne Frauen, einer lebenslangen Familie ohne weibliche Angehörige: Zwischen Biervater und Bundesbruder tut sich eine eigene Welt an Regeln und Werten auf, die

scheinbar ganz ohne Frauen auskommt. Jedoch nicht vollständig: Der Besuch von Damen auf dem Haus und die Anwesenheit der ganzen Familie bei Ausflügen oder Stiftungsfesten stellt die Schnittstelle zwischen der entrückt-esoterischen Sphäre des Männerbundes und der realen Welt dar: Nur durch die Anwesenheit von Frauen auf den Häusern lässt sich die Studentenverbindung überhaupt als Lebensbund realisieren: Privatleben und Kameradschaft werden so verbunden. Insofern tragen Ehefrauen beim WKR-Ball oder Freundinnen beim Sommerfest zur Existenz des burschenschaftlichen Männerbundes bei, sind Teil des konservativen bis faschistischen Milieus und nicht etwa Opfer des dort herrschenden Geschlechter- und Weltbildes – eben nicht nur schmückendes Beiwerk. Einerseits gibt es also diese und andere idealisierte Frauenbilder und eine rigide Sexualmoral, die vor allem das Verhalten und die Rolle von Frauen bestimmt, was sich auch in den Stellungnahmen zu Bevölkerungspolitik oder Abtreibung niederschlägt.<sup>12</sup> (Ehe)Frauen, die als Damen aufs Haus kommen, sind respektabel. Darunter jedoch – als konsequenter Begleiter – existieren andererseits die sexistischen Fantasien, die sich auf jedem Verbindungsparty-Flyer Ausdruck verschaffen. Auch Statements von Frauen, die diese Partys besuchen, geben Aufschluss über die dort vorherrschenden Geschlechterbilder:

„Es ist wie bei Gossip Girl, der TV-Serie: Nach jeder Party erzählt man sich die neuesten Geschichten. Dabei seinen Ruf zu wahren ist schwer, aber sehr wichtig für mich. Ich möchte nicht als Couleurmattze gelten.‘ Ein Mädchen mit dem Ruf, dass sie für jeden zu haben ist, sei auf keinem Haus mehr gern gesehen.“<sup>13</sup>

Doch sind Burschen nicht „nur“ ideologisch antifeministisch – in Geschichte und Gegenwart –, sondern auch strukturell. Ähnlich wie andere Männerbünde, wie der Andenpakt<sup>14</sup> in der CDU/ CSU

oder der Bund der „Similauner“<sup>15</sup>, halten sie Frauen aktiv aus Posten fern. Das Gleichheitsversprechen der Aufklärung, das zumindest auf dem Feld der kapitalistischen Konkurrenz Frauen mehr und mehr miteinbezieht, soll der Ansicht dieser Herren nach rückgängig gemacht werden. Dass Frauen keine Chance haben, von den Seilschaften zu profitieren, oder aktiv gegen Frauen in Führungspositionen angegangen wird, ist zutiefst antiliberal. Mit der ideologischen Umwälzung, der Liberalisierung der Öffentlichkeit in Bezug auf weibliche Lohnarbeit, Gleichstellung von Frauen und zunehmender Akzeptanz von Homosexualität, geht eine Veränderung der ökonomischen Verhältnisse einher: Der fordistische Kapitalismus mit dem Patriarchen an der Spitze des Betriebs ist nicht mehr. Die Zeit des großen weißen Mannes geht auch auf der ökonomischen Ebene zu Ende – doch genau dagegen wollen sich die Burschenschafter und Verbinder wappnen.

## DIE BURSCHENSCHAFTEN UND DER REST DER GESELLSCHAFT

Burschenschaften sind heute marginal – in Deutschland mehr noch als in Österreich – und haben kaum noch Einfluss. „Gemessen an der Gesamtbevölkerung Österreichs sind 4000 Männer, die gerne mit Säbeln [...] kämpfen, gemeinsam deutsche Lieder singen und vor allem Seilschaften knüpfen, die lebenslang halten, eine verhältnismäßig kleine Gruppe.“<sup>16</sup> Dennoch hat die extreme Rechte durch die Umstrukturierung der Deutschen Burschenschaft in den letzten Jahren einen schlagkräftigen akademischen Arm gewonnen. In der FPÖ<sup>17</sup> sind Korporierte so gut vertreten wie noch nie.<sup>18</sup>

Auch wenn Verbinder in konservativen Kreisen sexy sein mögen, ist doch gesamtgesellschaftlich eine Pluralisierung von Geschlechterentwürfen zu verzeichnen, die ihre geschlechterpolitische Agenda als Relikt der 50er Jahre

erscheinen lässt. Somit verkörpern sie ein Männlichkeitsideal, das eigentlich kaum noch wen hinterm Ofen hervorlocken sollte. Doch das Gegenteil ist der Fall: Burschenschaften und Studentenverbindungen stehen immer wieder im Fokus. Sie bedienen ein Bedürfnis, indem sie ein geschlechterpolitisches Orientierungsangebot schaffen.

Der seltsam-mystifizierende Blick der Kritiker von Spiegel, Zeit und auch linker Herkunft auf den Männerbund als Ort „authentischer“ Männlichkeit verrät, dass er seine mythologische Funktion als Aufbewahrungsort dieser Männlichkeit erfüllt. Männerbünde stellen eine Projektionsfläche für ganz normale Männer dar. Männlichkeit braucht die Projektionsfläche der vermeintlich asexuellen mann-männlichen Gemeinschaft um sich davon idealtypisch abzugrenzen oder um sich damit zu identifizieren, ohne selber Teil davon zu sein. Von „normalen“ Männern wird auf den Männerbund projiziert, was an männlichen Regungen mittlerweile gesellschaftlich diskreditiert ist: Im Männerbund kann aber die Männlichkeit ausgelebt werden, die im Rest der Gesellschaft scheinbar pluralisiert ist, für den männlichen Charakter aber als Verbot daher kommt – damit gewinnt der Männerbund so etwas wie die Aura der Faszination und des Befreienden. Egal ob zustimmend oder ablehnend: Es gibt kein gleichgültiges Verhältnis zum Männerbund.

Jedoch sollte man nicht – wie Spiegel, SZ und Zeit – zu sehr das Augenmerk auf die „krassen Burschenschaften“ legen: Denn dann verliert man die „ganz normalen Männerbünde“ und den Rest der Gesellschaft zu schnell aus den Augen. Hauptsächlich kann man an Studentenverbindungen die Kritik am Rest der Gesellschaft und an ihren ideologischen Grundlagen schärfen. Der Männerbund ist und bleibt ein relevanter Faktor für die Kritik bürgerlicher Männlichkeit, denn in ihm wird idealisiert, was im Rest der Gesellschaft latent vorhanden ist.



# MÄNNERBUND ALS GEMEINSCHAFT DER GLEICHEN

ZUR PSYCHOLOGISCHEN FUNKTION VON MENSUR UND KNEIPE

//: 1 Heribert Schiedel/Sophie Wollner: Phobie und Germanomanie. Funktionen des Männerbundes. In: HochschülerInnenschaft der Universität Wien (Hg.): Völkische Verbindungen. Beiträge zum deutschnationalen Korporationsunwesen in Österreich. Wien 2009, S. 102-125; hier: S. 104. (Online unter: [http://www.oeh.univie.ac.at/fileadmin/Files/ALTREF/voelk\\_verbindungen.pdf](http://www.oeh.univie.ac.at/fileadmin/Files/ALTREF/voelk_verbindungen.pdf))

//: 2 Diese rekrutierten sich zu einem nicht geringen Teil aus Mitgliedern schlagender Verbindungen.

//: 3 Klaus Theweleit: Männerphantasien. Band I. München: DTV 1995, S. 419.

Der studentische Männerbund wäre nichts ohne jene zahlreichen rituellen Praktiken, die die Verbindungsstudenten selbst „studentisches Brauchtum“ nennen. Ein umfassendes und strenges System von Normen und Verhaltensvorschriften, der sogenannte *Comment*, regelt den Alltag auf dem Haus, die verbindungsstudentischen Feste und Bräuche. Doch die seltsamen Regeln und Rituale sind mehr als nur harmlose und etwas kauzige Traditionspflege. Sie erfüllen ganz spezifische soziale und psychologische Funktionen. Ihre soziale Funktion besteht in erster Linie in der Abgrenzung von der (als weiblich gedachten) „Masse“ und der Ausbildung eines antiegalitären männlichen Elitebewusstseins. Im Fokus dieses Artikels soll aber die psychologische Funktion stehen, die, so unsere These, in der Abwehr der Angst vor (Geschlechter-)Differenz durch die Herstellung einer Gemeinschaft der Gleichen besteht.

Diese These soll hier an den beiden wichtigsten Ritualen schlagender Verbindungen, der Mensur und der Kneipe, veranschaulicht werden. In der vorgenommenen Zuspitzung treffen die Thesen vermutlich nur auf pflichtschlagende Studentenverbindungen zu; der Tendenz nach gelten sie aber für alle korporationsstudentischen Männerbünde. Schließlich sind auch diejenigen Bünde, die keine Mensuren fechten, eine durch die strengen formalen Regeln des *Comment* strukturierte, sich in antiindividualistischen Ritualen konstituierende Männergemeinschaft. Daher soll in einem ersten Schritt zunächst auf die psychologischen Grundlagen des Männerbunds eingegangen werden, bevor im zweiten Schritt die konkreten korporationsstudentischen Praktiken analysiert werden.

## ANGST VOR DIFFERENZ UND REINHEITSPHANTASIEN

Die Institution Männerbund ist ein „Zusammenschluss der Identischen“<sup>1</sup>. Er ist Ausdruck der Angst vor Differenz im Allgemeinen und vor der Geschlechterdifferenz im Besonderen. Die Mitglieder des Männerbunds nehmen die Existenz von Differenzen und Widersprüchen als Bedrohung wahr, da sie dem Wunsch nach Vereinheitlichung, nach völliger Konflikt- und Widerspruchsfreiheit entgegensteht. Angstbesetzt sind für den Männerbündler daher insbesondere ‚die Frau‘ und ‚das Weibliche‘, aber auch grundsätzlich alles Abweichende, Unverständene, Nichtidentische. Die mann-männliche Vergemeinschaftung dient der Abwehr dieser Angst.

Wie Klaus Theweleit in seinem Buch *Männerphantasien* anhand der Analyse von Briefen von Freikorps-Mitgliedern<sup>2</sup> darlegt, wurde die (weibliche) Bedrohung der harmonischen Ordnung von den Männerbündlern als Unreinheit aufgefasst, was sich vor allem in den sprachlichen Bildern äußert, mit denen die Bedrohung beschrieben wird. Zentrales Bild ist dabei die weibliche Masse, die in allen möglichen Formen des Schmutzigen-Flüssigen auftritt: als Flut, Schlamm, Blut oder Sumpf. In der psychischen Welt der Männerbündler gilt es, gegen all diese angsteinflößende Unreinheit und Verschiedenheit eine Abwehr zu errichten, in deren Zentrum „das Verbot jeder Vermischung (des Mannes mit der Frau, des eigenen Inneren mit dem Äußeren)“ steht.<sup>3</sup> Diese Angst des männerbündischen Sozialcharakters vor jeglicher Vermischung – gewissermaßen ein ideologischer „Reinlichkeitszwang“ – zeigt sich



//: 4 Die männerbündisch-deutschen Reinheitsvorstellungen besitzen dabei immer eine sexuelle Dimension. Diese offenbart sich beispielsweise in Hitlers Aussage, bei „Aufgabe ihrer Blutsreinheit“ drohe die „Impotenz der Völker“ (Adolf Hitler: Mein Kampf. 1936, S. 751. Zitiert nach: Paul Münch: Rassenreinheit. Zu Geschichte, Inhalt und Wirkungen eines anthropologischen Axioms. In: Peter Burschel, Christoph Marx (Hg.) Reinheit. Berlin: Böhlau, S. 421-462; hier: S. 447 (Fußnote 161).)

//: 5 Erich Fromm: Die autoritäre Persönlichkeit, S.2. Online unter: <http://opus4.kobv.de/opus4-Fromm/frontdoor/deliver/index/docId/920/file/1957c-deu.pdf>

//: 6 Zwar diente natürlich auch der Ehrenkodex des französischen Adels zur Herstellung kriegerischer Männlichkeit und zur Abgrenzung von allen Nicht-Satisfaktionsfähigen. Doch indem der Ehrbegriff mit der völkisch verstandenen Nation und deren vermeintlicher Bedrohung durch äußere Mächte kurzgeschlossen wurde, entwickelte er in Deutschland eine sehr viel größere Bedeutung und ein deutlich stärkeres antiemanzipatorisches Potential. (Vgl. Ute Frevert: Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft. München: Beck 1991, S. 35ff.)

//: 7 Frevert: Ehrenmänner, S. 144.

//: 8 Robert Hettlage: Gewalt der Ehre – Ehre der Gewalt. Über gesellschaftliche Zusammenhänge von Gewalt und Ehre in der Moderne. In: Platt, Kirstin (Hg.): Reden von Gewalt. München: Fink 2002, S. 121-149; hier: S. 127.

//: 9 Schiedel/Wollner: Phobie und Germanomanie, S. 119.

//: 10 Ebd., S. 102.

//: 11 Die Mensur soll dazu dienen, „alle Weichheiten aus Kindheits- und Jünglingstagen abzustreifen, die dem Manneskampf ums Dasein nicht standhalten“. (Erich Wieprecht, wie Fußnote 16, S. 72)

//: 12 Erich Wieprecht: Das Fechten und Mensurwesen an deutschen Hochschulen. In: Michael Doeberl u.a. (Hg.): Das akademische Deutschland, Band II: Die deutschen Hochschulen und ihre akademischen Bürger. Berlin 1931, S. 63-76; hier: S. 70

nicht nur in der paranoiden Abwehr alles Weiblichen, sondern ist im gesamten völkisch-männerbündischen Weltbild von zentraler Bedeutung: im völkischen Rassismus, der mithilfe der sogenannten „Rassenhygiene“ eine „Blutsreinheit“ herstellen will, ebenso wie im Geschichtsrevisionismus, der durch das Sprechen über Auschwitz das nationale Wir „in den Dreck gezogen“ sieht, oder im männerbündischen Begriff der Ehre, die ständig in Gefahr ist, „beschmutzt“ oder „befleckt“ zu werden.<sup>4</sup> Gegen die äußere Bedrohung muss der Männerbündler beständig Dämme errichten, sich gegen Mitgefühl verhärten und den eigenen männlichen Körper mit einem Panzer versehen, sodass er gegen die Fluten der weiblichen Masse und damit gegen jede „Verunreinigung“ gewappnet ist. Das Anlegen eines „Körperpanzers“ ist somit der Hauptzweck männerbündischer Vergemeinschaftung.

## REGRESSIVE VERGEMEINSCHAFTUNG

Ein anderes Mittel, das schmerzhaftes Bewusstsein der Unvollkommenheit der Welt zu verdrängen, ist es, das seiner Widersprüchlichkeit bewusste Ich durch ein kollektives Ich-Ideal zu ersetzen, ein Kollektiv – wie etwa das der Studentenverbindung –, mit dem eine bruchlose Identifikation möglich ist. In dieser regressiven Form der Vergemeinschaftung geht das Ich vollständig im Kollektiv auf: Wie in der Volksgemeinschaft macht der Einzelne „sich klein, um – als Teil des Großen – groß zu sein.“<sup>5</sup> Als Integrationsmittel der schlagenden Verbindungsstudenten fungiert dabei das Konzept der Ehre, das im deutschen Männerbund eine herausragende Bedeutung hatte und hat. Dessen historische Wurzeln liegen im 19. Jahrhundert: Das Bürgertum übernahm damals den Ehrbegriff vom preußischen Militär-Adel und erkaufte sich damit den Eintritt in die „satisfaktionsfähige Gesellschaft“. Von Beginn an war dieser Ehrbegriff, im Gegensatz etwa zum französischen *point d'hon-*

*neur*, mit paranoider Wehrhaftigkeit und aggressivem Virilismus aufgeladen.<sup>6</sup> Er diente der sozialen Distinktion und, als Reaktion auf deren jeweilige Emanzipationsbestrebungen, als Abgrenzung gegen Juden und Frauen. Besonders taten sich dabei die Burschenschaften hervor, die, da sich ihre Mitglieder größtenteils aus dem mittleren Bürgertum rekrutierten, bei den adligen und großbürgerlichen Corpsstudenten und Offizieren um Anerkennung kämpfen mussten. Zu diesem Zweck etablierten sie ganz besonders „strenge Ehrenregeln für Mitglieder [...], um ‚Schwächlinge‘ und Feiglinge fernzuhalten und die äußere Reputation der Verbindung zu heben“.<sup>7</sup> Der Ehrbegriff der schlagenden Verbindungen ist dabei stark formalisiert und rein äußerlich. Ehre bezieht sich hier nicht auf das individuelle Gewissen, sondern auf das äußere Ansehen des Kollektivs – der Studentenverbindung beziehungsweise der Nation: „Die Träger von Ehre sind dazu ‚verdammte‘, einem äußeren Idealbild zu gehorchen und das innere Ich daran anzupassen.“ Dass die durch die kollektive Vergemeinschaftung ersehnte Identität jedoch keinesfalls bruchlos, sondern immer prekär und von Zweifeln und Ablehnung bedroht ist, zeigt sich auch an der Empfindlichkeit, mit der Verbindungsstudenten auf noch die kleinste „Ehrverletzung“ reagieren: „Gerade die deutsch-virile Ehre paranoider Gruppen gibt es nur als verletzte und darum immer mit Gewalt.“<sup>8</sup>

## DIE MENSUR

Das Fechten mit scharfen Waffen nach im *Pauk-Comment* streng festgelegten Regeln, die Mensur, ist der Initiationsritus, „mit welchem die vollwertige Mitgliedschaft in der *Blutsgemeinschaft* oder im *Lebensbund* besiegelt wird“.<sup>9</sup> Die Mensur ist dasjenige Ritual, das am deutlichsten der Abwehr der Angst vor (Geschlechter-)Differenz dient.

Mit ihr werden alle ‚weiblichen‘

Charaktereigenschaften eliminiert<sup>10</sup> und all jene verstärkt, die zum Anlegen eines „Körperpanzers“ nötig sind. Ziel in der Mensur ist das „Stehen“ – das Beherrschen der eigenen Angst, das Abtrainieren natürlicher Schutz- und Abwehrreflexe und das regungslose Aushalten von Schmerzen. Diese „Nehmerqualitäten“ sind wichtiger als Aggressivität und fechterisches Können. Dementsprechend ist die Gesichtsnarbe, der Schmiss, auch nicht Zeichen einer Niederlage, sondern vielmehr eine „Ehrenkerbe“<sup>11</sup>, die als Ausweis von Männlichkeit und Härte die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Satisfaktionsfähigen bezeugt. Wer hingegen vor einem Schlag zurückweicht, statt ihn regungslos zu ertragen, dessen Ehre gilt als „befleckt“ und der muss – um die angstbesetzte Verunreinigung zu beseitigen – eine gewisse Anzahl an sogenannten „Reinigungspartien“ fechten.

Sadismus und Masochismus gehen dabei Hand in Hand, wie sich deutlich an der Sprache zeigt, mit der Burschenschaften über die Mensur schreiben: etwa, wenn in einem „Hochschullexikon“ von 1931 beschrieben wird, wie ein kräftiger Schlägerhieb „erst am Knochen halt[macht], der auch noch oft genug *ein Splitterchen hergeben* muss“ und die Rede davon ist, dass im Laufe einer Mensur „*einem Fechter eine ansehnliche Portion Blut abgezapft* werden“ könne.<sup>12</sup> Der männliche Sozialcharakter, der durch die Mensur hervorgebracht wird, „zeichnet sich vor allem in seiner deutsch-völkischen Variante durch Härte und moralische Indifferenz aus“.<sup>13</sup> Die Mensur erzieht also zum autoritären Charakter, wie ihn Theodor W. Adorno so präzise beschrieben hat.<sup>14</sup>

Die Mensur ist dadurch ebenfalls zentral für die Herstellung von (pathologischer) Gemeinschaft im Männerbund. Denn die „Selbstzwänge, also auch das Gewissen,“ des in ihr ausgebildeten autoritären Charakter bedürfen, so Norbert Elias, „der Unterstützung durch den Fremdzwang

einer starken Herrschaft [...], um funktionieren zu können.“<sup>15</sup> Anstelle der Verpflichtung auf das eigene autonome Gewissen stehen ‚deutsche Tugenden‘ wie Opferbereitschaft, Unterordnung, Tapferkeit, ‚Schneidigkeit‘ und Gehorsam. Mit der Mensur belegt der Verbindungsstudent die Bereitschaft, sogar seine körperliche Integrität für die Gemeinschaft zu opfern. Diese radikale Selbsterniedrigung ist Ausdruck des Antiindividualismus, der „rationalisierte[n] Furcht vor der Freiheit“<sup>16</sup>, deren Versprechen im Individuum angelegt ist. Die Wiener Burschenschaft Olympia etwa wendet sich „gegen die übersteigerten individualistischen und weltbürgerlichen Tendenzen der Aufklärung.“ Der „westliche Liberalismus [...], dessen Ideal die bloße individuelle Freiheit ist“<sup>17</sup> gilt ihr als Hauptfeind. Auch in der burschenschaftlichen Beschreibung der Mensur, wie etwa auf der Homepage der Bonner Raczeks, kommt diese Geringschätzung des Individuums zum Ausdruck: „Der Waffenstudent steht nicht nur für sich selbst, sondern für die Gemeinschaft. Die Ehre des großen Ganzen, von dem er nur ein Teil ist, wird hier wichtiger als das Risiko, sich selbst verletzen zu können.“<sup>18</sup> Und die Wiener Olympen affirmieren: „Wird in einem Ritual absichtlich Blut vergossen, so bedeutet das in der Regel, daß der Wert, zu dessen Ehren das Blut fließt, höher geachtet wird als das Leben des Blutenden.“<sup>19</sup> Jenes „große Ganze“, der „höhere Wert“, dem das Blut (und damit symbolisch das Leben) des Einzelnen geopfert wird, ist einerseits der Bund: Die Mensur, in unmittelbarer Nachfolge des Duells stehend, dient nach wie vor zur (Wieder)Herstellung der kollektiven Ehre – ein Bund, dessen Mitglieder erfolgreich zahlreiche Messuren gefochten haben, erhöht dadurch sein Ansehen. Andererseits ist der „höhere Wert“, für den die Korporierten fechten, schon immer und in erster Linie die deutsche Nation: „Die Mensur wird bekanntlich nicht für sich selbst, sondern für den Bund oder ‚pro patria‘ geschlagen. Damit wird sie

//: 13 Ebd., Hervorhebungen von sub\*way.

//: 14 Schiedel/Wollner: Phobie und Germanomanie, S. 116.

//: 15 „Die Vorstellung, Männlichkeit bestehe in einem Höchstmaß an Ertragenkönnen, wurde längst zum Deckbild eines Masochismus, der – wie die Psychologie dartat – mit dem Sadismus nur allzu leicht sich zusammenfindet. Das gepriesene Hart-Sein, zu dem da erzogen werden soll, bedeutet Gleichgültigkeit gegen den Schmerz schlechthin. Dabei wird zwischen dem eigenen und dem anderer gar nicht einmal so sehr fest unterschieden. Wer hart gegen sich ist, erkaufte sich das Recht, hart auch gegen andere zu sein, und rächt sich für den Schmerz, dessen Regungen er nicht zeigen durfte, die er verdrängen mußte.“ (Theodor W. Adorno: Erziehung nach Auschwitz. In: Ders.: Kulturkritik und Gesellschaft I/II. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1977, S. 674-690; hier: S. 682.)

//: 16 Norbert Elias: Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1990, S.128.

//: 17 Schiedel/Wollner: Phobie und Germanomanie, S. 117.

//: 18 Thomas Wagner: Freiheit und Menschenwürde. Ausstellung zur Geschichte der Burschenschaft. In: Wiener akademische Burschenschaft Olympia (Hg.): Wahr und treu, kühn und frei! 130 Jahre Burschenschaft Olympia. Wien 1989, S. 51-79; hier: S. 56f. Dass dieser Antiindividualismus schon immer prägendes Element der deutschen Burschenschaften war, verdeutlicht ein Zitat Heinrich von Treitschkes. Der Vorreiter des bürgerlichen Antisemitismus in Deutschland, Mitglied der Bonner Burschenschaft Franconia, dankte seinem Bund in einem Brief für die Erfahrung „tätiger Teilnahme an einem größeren Ganzen“, die ihm in einer Zeit, „wo die Subjektivität sich so anmaßend hervordrängt“, besonders notwendig erschien. (zitiert nach Frevert: Ehrenmänner, S. 153).

//: 19 Homepage der Alten Breslauer Burschenschaft der Raczeks zu Bonn: <http://www.raczeks.de/%C3%BCber-uns/mensur-und-fechten/>

//: 20 Werner Lackner: Die Mensur. Der rituelle Zweikampf deutscher Studenten. In: Wiener akademische Burschenschaft Olympia (Hg.): Wahr und treu, kühn und frei! 130 Jahre Burschenschaft Olympia. Wien 1989, S. 107-116; hier: S. 113.

//: 21 Ebd., S. 113f.

//: 22 Dafür braucht es nicht einmal Argumente, wie man auf der Internetseite der Bonner Raczecks nachlesen kann: „[...] Und letztlich sind wir ein pflichtschlagender Bund, damit fällt die Aufnahme von Frauen sowieso flach.“ (<http://www.raczecks.de/h%C3%A4ufig-gestellte-fragen/>)

//: 23 Häufig wurde ein Beleg für diese Projektionen darin gesehen, dass im Judentum das Opfer und damit auch der männlich-heroische (Opfer-) Tod verworfen wurden. Da es sich hierbei um antisemitische Projektionen handelte, ließen sie sich selbstverständlich auch nicht dadurch entkräften, dass zahlreiche Juden in schlagenden Verbindungen Mensuren fochten und im Ersten Weltkrieg ebenso zahlreich für das Deutsche Reich einen sinnlosen Tod starben.

//: 24 Auch in vielen anderen homosozialen Männergemeinschaften (z.B. Fußballfan-Gruppierungen, Stammtische, Männer-Cliquen, Junggesellenabschiede) gibt es ähnlich formalisierte Trinkzwänge, etwa in Form von Trinkspielen oder Wetttrinken. Die Funktion dieser Formalisierungen ist dort weitestgehend dieselbe wie in den korporationsstudentischen Männerbünden.

//: 25 Vgl. hierzu unseren Artikel zum Männerbund in dieser Broschüre.

//: 26 Zitiert nach Stephan Peters: Elite sein. Wie und für welche Gesellschaft sozialisiert eine studentische Korporation? Marburg: Tectum 2004, S.216.

//: 27 Alexandra Kurth: Männer – Bünde – Rituale. Studentenverbindungen seit 1800. Frankfurt a.M.: Campus 2004, S. 110.

zum Symbol der Einsatzbereitschaft für die Gemeinschaft, fürs Vaterland.“<sup>20</sup> Und so werden nebenbei auch all diejenigen ausgeschlossen, die nicht fürs „Vaterland“ kämpfen (wollen): In erster Linie natürlich Frauen, da diese vermeintlich qua Natur nicht die Fähigkeiten innehaben, die es für das Schlagen einer Mensur braucht, und Juden, weil auf sie Eigenschaften wie ‚Verweiblichung‘<sup>21</sup> und ‚Wurzellosigkeit‘ projiziert wurden, aber auch alle „schwachen“ Männer – Kriegsdienstverweigerer, Körperbehinderte oder Schwule.

## DIE KNEIPE

Mit dem Begriff *Kneipe* wird das nach den militärisch-strengen Regeln des „Bier-Comments“ ablaufende gemeinschaftliche Biertrinken bezeichnet. Neben der Mensur ist die Kneipe das zweite zentrale Ritual schlagender Studentenverbindungen. Aber als zentrales Ritual männerbündischer Erziehung ist das streng formalisierte Trinken von Alkohol – in mehr oder weniger starkem Ausmaß – auch bei allen anderen korporationsstudentischen Männerbünden vorzufinden.<sup>22</sup>

Neben seiner grundsätzlichen Funktion als Flucht vor den Mühen und Sorgen des Alltags dient der Rausch im Männerbund immer auch als Mittel der Ersatzbefriedigung. Schließlich müssen sich seine Mitglieder im Dienste des ‚großen Ganzen‘ die Erfüllung erotischer Bedürfnisse versagen und insbesondere latente Homoerotik aggressiv verdrängen.<sup>23</sup> Das Trinken bedient außerdem eine Allmachtsphantasie: Im Rausch löst sich die Individualität auf und verschmilzt mit dem als omnipotent imaginierten Kollektiv. So verleiht das kollektive Ich-Ideal, mit dem das Ich im Rausch vereint ist, dem Einzelnen Macht und Stärke – um den Preis der Individualität. Das sowieso geringgeschätzte individuelle Gewissen wird suspendiert, wie auch die Korporierten selbst zugeben. In einer corpsstudentischen Zeitschrift heißt es etwa: „Der

Rausch ist ein Zustand, in welchem wir – psychologisch gesprochen – das Auge unseres Über-Ich betäuben und gleichsam ‚ich‘ sein können, ohne der Kontrolle des Über-Ichs ausgesetzt zu sein.“<sup>24</sup>

Nur mit Hilfe von Alkohol kann das schwache Ich sein Über-Ich überwinden. Von einem Über-Ich, das ja verinnerlichte Autorität ist, kann dabei jedoch kaum die Rede sein. Beim „Gewissen“ der Männerbündler handelt es sich vielmehr nur um eine Summe von introjizierten Dressaten, also unreflektierten, dem Subjekt äußerlichen Verhaltensvorschriften. Da dieses Dressur-Gehorsam allein durch äußere Kontrolle, durch Bestrafung und Belohnung, aufrechterhalten wird, lässt es sich natürlich viel leichter mit Alkohol wegspülen als eine funktionierende, in selbstreflexiver Arbeit angeeignete Über-Ich-Instanz. Daran wird auch deutlich, dass es sich bei den Trinkritualen nur bedingt um bewusst eingesetzte Erziehungsmittel handelt. Sie sind vielmehr vermutlich eine Folge der hohen Verdrängungsleistung, die von den Mitgliedern des Männerbunds verlangt wird. Das Bedürfnis nach Enthemmung kann sich dadurch nicht mehr frei artikulieren, sondern nur noch in einem festen formalen Rahmen – nur da, wo es erlaubt ist. Diese Einhegung von Enthemmung und Abweichung durch strenge Normen spiegelt sich auch nicht zuletzt in der rigiden Sexualmoral, die im männerbündischen Milieu zumeist vorherrscht.

Die Bedeutung des Biers für die männerbündische Vergemeinschaftung zeigt sich auch an der Institution der „Bierfamilien“: Jeder neue Fux wählt sich einen Leibburschen, der ihn in die Rituale und Normen der Verbindung einführt. Im Laufe der Jahre bildet sich auf diese Weise eine intergenerative Gemeinschaft heraus, eine Familie ohne Frauen, die aber weiterhin die Verbindung als gemeinsames „Familienoberhaupt“ anerkennt. Ganz der Reinheitsphantasie der

Männerbündler entsprechend, reproduziert sich die Bierfamilie aus sich heraus und ist somit Ausdruck der männerbündischen „Utopie der reinen Männergesellschaft“.<sup>25</sup>

Das exzessive Biertrinken dient jedoch nicht nur der Gemeinschaftsbildung, sondern ebenso wie das Fechten der Ausbildung oder Festigung des autoritären Charakters. Es gibt auf jeder Kneipe ein aus den Ältesten und/oder Trinkfestesten bestehendes Präsidium, das über die Einhaltung der Regeln des Bier-Comments wacht und dessen Anweisungen blind Folge zu leisten sind. Auch und gerade willkürliche und sinnlose Strafen und Regeln sind dabei von großer Bedeutung, denn sie dienen in ganz besonderem Maße dazu, das Ersetzen von moralisch angemessenem, am individuellen Gewissen orientiertem Verhalten durch klare Hierarchien und Regeln zu erlernen. Jegliche individuellen Bedürfnisse fallen in den Zugriffsbereich der übergeordneten Burschen. Die untergeordneten, insbesondere die Füxe, „lernen, die eigenen Grenzen und selbst ‚natürliche Bedürfnisse‘ auszuschalten bzw. der Gemeinschaft ‚ohne wenn und aber‘ zu unterstellen.“ Im Trinken wird auf diese Weise unbedingtes Gehorsam eingeübt und eine harte, ertragende Männlichkeit ausgebildet. Die Trinkfestigkeit ist dabei das Pendant zum ‚Stehen‘ in der Mensur.<sup>26</sup>

## SCHLUSS

Die korporationsstudentischen Rituale Mensur und Kneipe dienen also, wie sich gezeigt hat, einer regressiven Vergemeinschaftung der Identischen und der Ausbildung eines von Härte, Mitleidslosigkeit und Gehorsam geprägten Charakters. Beides jedoch, regressive Vergemeinschaftung und Ausbildung eines autoritären Charakters, haben zum übergeordneten Zweck die Abwehr der Angst vor Verschiedenheit. Und damit sind die Rituale der Studentenverbindungen – so fremdartig sie auch erscheinen mögen – auch Ausdruck der bürger-

lich-kapitalistischen Gesellschaft und ihrer spezifisch deutschen Verhältnisse. Denn auf die Widersprüche und Antagonismen, die der Kapitalismus hervorbringt, wurde gerade in Deutschland schon immer vorzugsweise mit dem Wunsch nach deren falscher Auflösung in eine vermeintlich homogene und konkrete Gemeinschaft reagiert – eine Gemeinschaft, die ihre Widersprüchlichkeit verleugnet, sie auf ein ‚Anderes‘ projiziert und in diesem verfolgt und bekämpft. Nicht eine Welt, in der man „ohne Angst verschieden sein“ kann, ist ihr Ideal, sondern eine Welt, in der Differenzen als „Schandmale“ gelten, „die bezeugen, daß man es noch nicht weit genug gebracht hat; daß irgend etwas von der Maschinerie freigelassen, nicht ganz durch die Totalität bestimmt ist“.<sup>27</sup> Im korporationsstudentischen Männerbund und seinem ‚Brauchtum‘ konstituiert sich idealtypisch eben eine solche, von allen Schwächen, Differenzen und Widersprüchen ‚gereinigte‘ Gemeinschaft, die im Kleinen schon das verwirklicht, was sie im Großen anstrebt: Eine Volksgemeinschaft der Gleichen, in der alles Nichtidentische vernichtet ist.



# ETWAS BESSER IST NICHT GUT GENUG!

AUFRUF ZUR FEMINISTISCHEN UND ANTIKAPITALISTISCHEN DEMONSTRATION AM 30.4.

//: 1 So nennt es Roswitha Scholz in ihrem Text „Die Verwilderung des Patriarchats in der Postmoderne“, in dem sie diese Entwicklung gut und ausführlich analysiert. Im Internet zu finden unter: <http://www.exit-online.org/textanz1.php?tabelle=autoren&index=23&xposnr=38&backtext1=text1.php>

//: 2 LGBT steht für „Lesbian Gay Bisexual Transgender“

//: 3 Was für Transmenschen kaum gilt, schließlich müssen sie auf dem Weg ihrer Transition (zum Beispiel Operation und Namensänderung) immer noch krasse psychologische und rechtliche Verfahren durchlaufen. Dies ist vielleicht darauf zurückzuführen, dass es eine so enge Verknüpfung von Reproduktion und Produktion mit Geschlechterrollen und Zweigeschlechtlichkeit gibt – wer in der Zweigeschlechtlichkeit nicht aufgeht, muss mit hassvollen Sanktionen rechnen. Dies lässt sich zum Beispiel am sogenannten Transsexuellengesetz aufzeigen.

Global ist zu beobachten: Frauen werden zunehmend in den (Welt-) Markt integriert, ernähren alleine ihre Familien, ohne jedoch eine Chance zur eigenen Existenzsicherung zu bekommen. Gleichzeitig bleiben Frauen maßgeblich für's Abwaschen, Kinder aufziehen, Putzen und Wäschewaschen verantwortlich – übrigens oft noch mit dem Verweis auf eine vermeintlich „natürliche Fähigkeit“ dazu. Viele Frauen können diese Doppelbelastung von Lohn- und Reproduktionsarbeit nicht bewältigen: Die Verwilderung des Patriarchats treibt ihre Blüten.<sup>1</sup>

Darüber hinaus sind es zumeist Frauen, die schlechtbezahlt in der Pflege, in der Kita und in der Reinigung arbeiten und dort unter prekarierten Arbeitsverhältnissen leiden. Nicht selten führen diese Verhältnisse zu Burnouts.

Vor diesem Hintergrund sind Forderungen nach mehr Sozialstaat oftmals nachvollziehbar. Doch selbst wenn der wollte, er kann nix machen. Warum das so ist, kann nur der Blick auf ein größeres Zeitfenster zeigen, als eines von 2007 (dem Ausbruch der sogenannten Finanzkrise) bis heute.

Der Kapitalismus befindet sich seit den 1970er Jahren in einem strukturellen Krisenprozess. Bedingt durch die „mikroelektronische Revolution“ wird die Quelle des Mehrwerts, die Arbeitskraft, immer überflüssiger. Staatliche Intervention in Form aufschiebender Maßnahmen sollte in den 80er und 90er Jahren die Krise abmildern, so die aufkommende Massenarbeitslosigkeit abfedern und die marode Wirtschaft am Laufen halten. Die sogenannten „personenbezogenen Dienstleistungen“ wurden ausgeweitet und Menschen in Produktionsbereichen in Beschäftigung gebracht, in denen Arbeitskraft nicht

so leicht zu ersetzen ist – der Pflege, der Erziehung, also allem, was mit Menschen zu tun hat. Heute ist es, seit dem Ausbruch der sogenannten Finanzkrise, sichtbarer denn je, dass eine weitere Verschuldung verheerende Folgen haben könnte, wie die Haushaltskrise in den USA mit ihrem „Shutdown“ zeigte.

Aufgrund dieser Verschuldung zieht sich der Staat zunehmend aus der Versorgung, Pflege und Betreuung, den Kitas, den Krankenhäusern, den Pflegeinstitutionen, also der warenförmigen Reproduktionsarbeit, zurück und überließ all dies Unternehmen, auf der verzweifelten Suche nach neuen profitablen Investitionen. Da es sich in diesem Bereich jedoch um wenig profitable Geschäfte handelt, pressen die Kapitale seitdem den dort Beschäftigten jedes bisschen Mehrwert ab. Die Prekarisierung der Lohnarbeitsverhältnisse – insbesondere dort, wo Alte umsorgt, Babys gefüttert, Behinderte unterstützt und Flure gereinigt werden – ist also eine unmittelbare Folge dieser seit den 1970er Jahren anhaltenden strukturellen Krise des Kapitals. Dies bedeutet: Verelendung, vor allem von Frauen, die diesen Bereich überwiegend stemmen.

Vor diesem Hintergrund ist die Forderung nach mehr Sozialstaat, die Hoffnung auf Absicherung, Entlastung und Regulierung sinnvoll. Allerdings ist ebenso zu konstatieren, dass vor dem Hintergrund aktueller Krisenentwicklung eine Rückkehr zum Sozialstaat nicht möglich ist. Denn bei der Forderung nach einem starken Sozialstaat bleibt allzu oft außen vor, dass der Kapitalismus den realpolitischen Forderungen auch enge objektive Grenzen setzt – jene der national-staatlichen Konkurrenz auf dem kapitalistischen Weltmarkt. Wollen wir also, dass aus dem „gut“ ein „gut genug“

wird, müssen wir uns zwangsläufig Gedanken über Alternativen zum Kapitalismus machen. Daher schwebt uns da aus einer feministischen und communistischen Perspektive noch etwas anderes vor: ein ganz anderes Anderes!

## LÖSUNG KLEINFAMILIE. NICHT.

Aktuell verhandelte Lösungen dieser Verelendung in der Reproduktion sind für uns keine Lösungen. Während die einen sich weiter an der Vereinbarkeit von Beruf und Familie abstrampeln müssen, die anderen in der privilegierten finanziellen Situation sind, die Betreuung von Baby oder Oma an prekär beschäftigte (migrantische) Hilfskräfte outzusourcen, propagieren Konservative die Kleinfamilie als Lösung, um die Lücke, die der Staat hinterlässt, zu füllen.

Dabei ist die Kleinfamilie ein völlig verklärtes Gebilde, ein Mythos dieser Gesellschaft, in dem das patriarchale Prinzip der kapitalistischen Gesellschaft zum Ausdruck kommt. Dieser Mythos hatte ehemals durchaus seinen rationalen Kern darin, dass das bürgerliche Geschlechterverhältnis entlang der Kategorien von Produktion und Reproduktion verlief und mindestens ein ganzes Jahrhundert hindurch in dieser Form notwendig für den Kapitalismus war: Die Frau, die sich um die Kinder kümmerte und zu Hause das Kissen aufschüttelte, auf das der Mann nach getaner Arbeit sein Haupt betten konnte – sie erhielt im Privaten die Arbeitskraft, er war „draußen“ produktiv. Dieser Kern macht die Entzauberung so verdammt schwer. In der Sehnsucht nach der heilen Welt von Vater, Mutter und zwei Kindern drückt sich eine banale heteronormative und sexistische Vorstellung davon aus, was Mensch-Sein bedeuten soll. Und so wünscht sich der bürgerlich-konservative Geist die „guten alten Zeiten“ zurück. Doch diese rückwärtsgewandte Schwärmerei ist nichts als Illusion, denn die Kleinfamilie ist als Ideal eben immer auch ein bürger-

liches Ideal gewesen, das erst nach und nach alle umfasste: Durch Senkung der Löhne für Frauen und Schaffung des Ernährergehaltes“ für den Mann setzte sich dieses Modell im 20. Jahrhundert auch in ArbeiterInnenfamilien durch und wurde individuell und gesellschaftlich als soziale Errungenschaft gefeiert. Für proletarische Frauen war die Doppelbelastung, sich gleichzeitig um Kind und Fabrikarbeit kümmern zu müssen, in der Industrialisierung bereits bittere Realität – nicht erst seit 1977, als die „Hausfrauenehe“ abgeschafft wurde. Die einfache Zuordnung des Mannes zur Produktion und der Frau zur Reproduktion ist dementsprechend immer auch Geschichtsfälschung. Will sagen: Kleinfamilie hat schon immer die Funktion eines psychologischen und ideologischen Trostpflasters gehabt, um den Widerspruch von Produktion und Reproduktion abzufedern.

Im postfordistischen Kapitalismus, also der in den 70er Jahren aufgekommenen Flexibilität der Arbeitsorganisation, ist die Kleinfamilie mit ihrem Ein-Ernährer-Modell kaum noch denkbar. Sich selbst zu optimieren und die Arbeitskraft zu Markte zu tragen, ist längst ein Imperativ für alle geworden. Und währenddessen gibt's noch immer keine Lösung für diese Sache mit der Reproduktion: Dass sich zugleich der Abwasch nicht allein erledigt, der Müll nicht von selbst in der Tonne landet und das Kind auch nicht eigenmächtig das Breichen kocht, liegt auf der Hand – all das wird zumeist immer noch von Frauen erledigt. Von Frauen, die entweder – immer knapp am Limit – Lohnarbeit nachgehen und die Reproduktionsarbeit erledigen. Oder denen, die diese Aufgaben als Dienstleistung übernehmen, weil andere Frauen finanziell in der Lage sind, die Reproduktionsarbeit zu Lasten von meist Deklassierten und Migrantinnen auszulagern (wie übrigens auch bürgerliche Frauen im 19. Jahrhundert schon). Während die Bio-Eier kaufende Beamtin also dem Bild des aktuellen Gender-Mainstreaming-Programms entsprechen kann, gibt es für prekari-

//: 4 Die Kritik an „Gendertheorien“ kommt von Seiten der homophoben und antifeministischen Bewegungen auch oft verschwörungstheoretisch daher.

//: 5 Dass sie also endlich auch Subjekte im bürgerlichen Sinne sind – Wahlrecht für Frauen etwa hat es in europäischen Staaten zum Teil erst in der Mitte des 20. Jahrhunderts gegeben.

//: 6 Wichtige Quellen stellen für uns in diesem Zusammenhang Karl Marx und die Situationistische Internationale dar.

sierte Migrantinnen, mit Homophobie kämpfenden Lesben, für Frauen, die aufgrund ihrer Klassenzugehörigkeit niemals auch nur in die Nähe eines Aufsichtsrates kommen werden, überhaupt keine Optionen.

## DIE SACHE MIT DER GLEICHZEITIGKEIT: LIBERALISIERUNG DER ÖFFENTLICHKEIT SOWIE HOMOPHOBIE UND ANTIFEMINISMUS

Von feministischen Initiativen und Kämpfen wurde in den letzten Jahrzehnten durchgesetzt, dass weite Teile dessen, was vorher durch unbezahlte Reproduktionsarbeit meist von Frauen in Familien geleistet wurde, durch den Staat – also durch öffentliche Institutionen wie Kitas oder Altenheime – übernommen wurde. Damit war zugleich ein Familienmodell in Frage gestellt, welches eine klare Aufgabenverteilung nach Geschlecht vorsah. Mit dieser Liberalisierung des Familienmodells ging nicht nur ein materieller, sondern auch ein ideologischer Wandel einher. Das hat viel damit zu tun, dass feministische und LGBT-Kämpfe<sup>2</sup> ein gesellschaftliches Bewusstsein für Sexismus, Schwulen- und Lesbenhass sowie Transphobie geschaffen haben. Die Verhältnisse – zumindest auf der formal-rechtlichen und institutionellen Ebene – sind heute etwas besser für Frauen, Lesben, Schwule:<sup>3</sup> Vergewaltigung in der Ehe ist seit 1997 unter Strafe gestellt, Homosexualität ist nicht nur nicht mehr verboten, sondern gesetzlich fast schon gleichgestellt und die Familienpolitik ist längst über die 50er Jahre hinausgekommen.

Doch gibt es in Europa und darüber hinaus genügend gesellschaftliche Kräfte, die diese Entwicklungen torpedieren wollen – oftmals gar in staatlicher Position: Sie sehen nicht nur die Kleinfamilie, sondern gleich die gesamten „Werte des Abendlandes“ in Gefahr. In Frankreich fordern

seit 2012 Hunderttausende (von RepublikanerInnen über Konservative bis hin zu (Klerikal-)FaschistInnen), dass es keine Ehe für Homosexuelle, kein Adoptionsrecht für schwule und keine künstliche Befruchtung für lesbische Eltern geben solle. Diese Mobilisierungen haben ein gesellschaftliches Klima erzeugt, in dem die Zahl überfallener Lesben und Schwule massiv gestiegen ist – die verbale Gewalt ist längst in körperliche umgeschlagen. Mittlerweile haben die Konservativen ein weiteres Feld für ihre Vorstellung von Verteidigung der Kleinfamilie gefunden: Sie wenden sich gegen das ABCD de l'égalité (ein Gleichstellungsprogramm für den Schulunterricht) der Regierung und fürchten den geschlechtslosen Menschen der *théorie du genre*.<sup>4</sup> In Baden-Württemberg organisierten sich in den letzten Monaten Gegner der „sexuellen Vielfalt“ im Lehrplan nach französischem Vorbild, um gegen die „Ideologie des Regenbogens“ mobil zu machen.

Wenn konservative bis klerikale Deutungen Eingang in staatliche Politik finden, wird Frauen und LGBT zumeist knallhart der Boden unter den Füßen weggezogen: In Serbien wurde die Gay Pride seit 2010 immer wieder massiv von (Klerikal-)FaschistInnen angegriffen und schließlich durch den Staat verboten. Die Verschärfung der Abtreibungsgesetze wie aktuell in Spanien, wo der Partido Popular eines der liberalsten in eines der schärfsten Europas umwandelt (einem faktischen Abtreibungsverbot), ist ein Zugeständnis der Regierung an die konservative WählerInnenschaft. In Deutschland pusht die Merkel-Regierung mit der „Herdprämie“ ein Familienmodell, das einerseits wieder Erziehung und Betreuung von Kindern in der Kleinfamilie propagiert und andererseits de facto dazu führen soll, dass ein Ein-Ernährer-Modell mit klarer Rollenverteilung zurückkehrt: mit der Mutter am Herd. Und die CSU machte im März 2013 als Reaktion auf das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes

zur Homo-Ehe klar, dass „Ehe und Familie auch in Zukunft besonders privilegiert, gefördert und geschützt“ werden sollten.

So wie diese Gesellschaft organisiert ist, gibt es einen Widerspruch zwischen Produktion und Reproduktion. Und zentral dafür, wie mit diesem Widerspruch umgegangen wird, sind die ideologischen Deutungskämpfe um die bürgerliche Kleinfamilie. Die Beispiele zeigen, dass die Entwicklung des Umgangs mit diesem Widerspruch nicht geradlinig verläuft, sondern je nachdem, wie es um gesellschaftliche Deutungs- und Kräfteverhältnisse bestellt ist. Im Moment scheint eine Gleichzeitigkeit zu bestehen – obwohl Homophobie und Antifeminismus gesellschaftlich so diskreditiert sind wie vielleicht noch nie zuvor und obwohl staatliche Gleichstellungsprogramme reale Verbesserungen erwirkt haben, gehen Homophobe und AntifeministInnen auf die Straße, radikalieren sich und scheinen damit breite Teile der Bevölkerungen zu umfassen. Dieser Ausdruck ist kein krisenbedingter Backlash, wie so oft vermutet, sondern wir denken, dass es sich um ein Nebeneinander in den gesellschaftlichen, staatlichen und Subjektformen handelt.

## EINE COMMUNISTISCHE UND FEMINISTISCHE GESELLSCHAFTSKRITIK...

Die Frage ist also ganz aktuell: Wer setzt sich mit welchem Modell von Geschlecht, Sexualität, Familie und Gesellschaft durch? Dass wir diese Frage auch kapitalismusimmanent aufwerfen, verweist darauf, dass für uns „etwas besser“ zunächst „gut“ ist. Dass wir aber zugleich auf den strukturellen Zusammenhang von Schwulen-, Lesbenhass, Transphobie, Sexismus und Kapitalismus verweisen, betont, dass „gut“ für uns noch nicht „gut genug“ ist. Dafür sind Elend, Gewalt und Angst zu sehr prägende Facetten dieser Gesellschaftsform.

Dass Frauen im 21. Jahrhundert Bourgeoise und Citoyenne sein können ist eine Errungenschaft,<sup>5</sup> denn im Gegensatz zum 19. Jahrhundert weitet dies das liberale Glücksversprechen auch auf Frauen aus. Doch auch hier gilt, dass „gut“ nicht „gut genug“ ist: Feminismus bedeutet nicht, den ganzen Haufen an Zumutungen nur mitzumagen. Denn dieser Fortschritt bleibt der Beschissenheit kapitalistischer Verhältnisse verhaftet. Daran sollte eine feministische und communistische Gesellschaftskritik anknüpfen.

Und auch wenn die Kleinfamilie als Reaktion auf gesellschaftliche Entfremdung das Versprechen beinhaltet,<sup>6</sup> dass es einen Ort geben könnte, an dem man als Person geliebt wird in Absehung von Leistung und Funktion, wollen wir perspektivisch über sie hinausgehen: Die Kleinfamilie, dieser Ort gesellschaftlicher Zurichtung, Legitimationsgrundlage für Institutionen der Religion und des Konservatismus, diese psychologische Tortur könnte in einer anderen Gesellschaft ersetzt werden durch Wahlverwandtschaften.

## ... UND DIE SEHNSUCHT NACH DEM GUTEN LEBEN

Das Gesagte zeigt: Jeder Tag ist Frauentag! Die Verhältnisse sind immer Geschlechterverhältnis und Kapitalverhältnis. Eine Gesellschaftskritik muss demnach notwendig eine feministische sein. Eine feministische und communistische Gesellschaftskritik müsste eine globale Perspektive einnehmen. Dies müssen wir gemeinsam diskutieren und weiterentwickeln.

Unsere Bedürfnisse radikal zu formulieren und uns nicht mit minimalen Verbesserungen zufrieden zu geben, speist sich aus der Hoffnung, dass Menschsein vielleicht mehr bedeuten könnte als der autarke, selbstbeherrschte und stets rationale männliche Charakter des Homo Oeconomicus. Produktion soll unserer Idee nach zum

Zwecke der Bedürfnisbefriedigung betrieben werden, nicht zum Zwecke der Mehrwertschöpfung – Reproduktion hat dieser Idee nach einen ganz anderen Stellenwert, wird nicht mehr Anhängsel der Produktion sein. Wir wollen eine Gesellschaft, die den Widerspruch von Reproduktion und Produktion nicht kennt, in der das Schöne verwirklicht werden kann. Das Ende der Arbeit würde bedeuten, neue Vermittlungsformen zu suchen zwischen den Bedürfnissen der Menschen, neue Möglichkeiten zur vollständigen Verwirklichung menschlichen Potentials jenseits der Frage von Verwertbarkeit. Das bedeutet zugleich: Verhältnisse, in denen die Individuen frei sind und nicht die Unfreiheit der anderen brauchen.

Wir wollen ein ganz anderes Anderes und sagen: Etwas besser ist nicht gut genug. Denn ohne Hoffnung auf Veränderbarkeit der Welt lässt sich schwer leben.

# REDEBEITRAG

GEHALTEN AUF DER DEMONSTRATION “ETWAS BESSER IST NICHT GUT GENUG!” AM 30.04.2014.

Aktuell laufen in Europa und darüber hinaus homophobe und antifeministische Initiativen zum Schutz ihrer so heiß geliebten Kleinfamilie Sturm. In Serbien hat es ein Bündnis aus Faschisten und religiösen Spinnern geschafft, mittels gewalttätiger Aktionen, die *Belgrade Pride Parade* durch die Regierung verbieten zu lassen – nicht dass diese Regierung, die vor nationalen Gefühlen kaum an sich halten kann, einen wirklichen Anlass gebraucht hätte um ihren Schwulen- und Lesbenhass zur Schau zu stellen. Aktivist\_innen der LGBT-Community werden heute noch auf sogenannten schwarzen Listen geführt und müssen fürchten, von Faschisten überfallen zu werden. In Frankreich sind im vergangenen Jahr hunderttausende auf die Straße gegangen um zu verhindern, dass Schwule und Lesben heiraten dürfen und in Spanien hat die konservative Regierung eines der liberalsten Abtreibungsgesetze in eines der restriktivsten umgewandelt. In Baden-Württemberg versuchen es die deutschen Konservativen ihren französischen Gleichgesinnten nach zu machen und gehen gegen die „sexuelle Vielfalt“ und die „Ideologie des Regenbogens“ im Lehrplan auf die Barrikaden.

Wir stellen hier eine Gleichzeitigkeit fest, gewissermaßen ein Auseinanderfallen von liberalisierter Öffentlichkeit und ideologischer Verrohung. Feministische und queere Forderungen finden mittlerweile in Westeuropa in den öffentlichen Institutionen ihren Ausdruck: Es gibt Frauenbeauftragte und Gender-Mainstreaming wurde auf Europa-Ebene eingeführt. Und obwohl die homophoben und antifeministischen Bewegungen dementsprechend einen bloßen Abwehrkampf führen, können letztere dennoch an breite Teile der

Gesellschaft anknüpfen.

*Einschub:*

An dieser Stelle wollen wir auf eine enorme Lücke in der linken Politik aufmerksam machen, die uns jetzt schon eine Weile beschäftigt. Die Frage ist, wie können wir in unserer Perspektive über Europa hinausgehen? Eigentlich wollen wir eine Gesellschaftskritik formulieren, die den ökonomischen Verhältnissen angemessen – d.h. global ist. Aber uns fehlt das Wissen und die Fähigkeit eine solche zu leisten. Wir wollen eine Debatte anstoßen und gemeinsam an einer solchen Perspektive arbeiten, damit Homophobie und Sexismus bspw. im Iran, wo Schwule vom Regime erhängt werden, oder in Mauretanien wo homosexuelle Handlungen nach wie vor mit der Todesstrafe geahndet werden können, auch hier aus emanzipatorischer Sicht relevante Punkte der kritischen Auseinandersetzung werden. Zu erörtern wären regionale politische und kulturelle Differenzen. Solche Überlegungen wären in eine Gesellschaftskritik zu überführen, die aber auch gleichzeitig Heterogenität und progressive Kräfte in diesen Ländern erkennen kann – so wie in Uruguay, wo sowohl die Homo-Ehe existiert, als auch ein überaus liberales Klima bzgl. der Sexualität herrscht. Wir haben großes Interesse an einer weiterführenden Auseinandersetzung, die einerseits die Gefahren des Rassismus und der eigenen rassistischen Verstrickung reflektiert, aber andererseits auch nicht in einen Exotismus, romantisierende Blicke oder in Kulturrelativismus verfällt.

*Aber zurück zum Redebeitrag*

In unseren Überlegungen verlaufen gesellschaftliche Prozesse nicht geradlinig, sondern sind immer auch ergebnisoffen.

Sie hängen dabei von den jeweiligen ideologischen Deutungskämpfen ab und sind gleichsam in politische und ökonomische Prozesse eingebunden. Vor dem Hintergrund massenhafter Verelendung und alltäglicher Gewalt im Kapitalismus, stellt sich für uns ganz aktuell die Frage: Wer setzt sich mit welchen Vorstellungen von Geschlecht, Sexualität, Familie und gesellschaftlichem Zusammenleben durch? Wir finden: es macht Sinn immer wieder, für eine feministische Gesellschaftskritik auf die Straße zu gehen und für „eine Gesellschaft“ einzutreten, „in der alle Menschen ohne angst verschieden Sein können“.

Die Frage nach den Deutungskämpfen und danach, wer sich mit welchem Modell durchsetzt, ist für uns eng verknüpft mit dem Kapitalismus und dessen patriarchalen Prinzip. Politische Interventionen, die das nicht bedenken, gehen unseres Erachtens fehl und vermögen zwar im Hier und Jetzt Verbesserungen zu erzielen, die wir für absolut richtig und notwendig halten, die aber gleichzeitig recht schnell an die Grenzen dessen stoßen, was im Kapitalismus an ideologischen und ökonomischen Grenzen gegeben ist.

Wir können daher nur immer wieder eine feministische und communistische Gesellschaftskritik formulieren – einen Ausblick darauf, wie eine Gesellschaft jenseits von Kapitalismus und dessen patriarchalen Prinzip aussieht, vermögen wir nicht zu geben. Denn das hängt von so viel mehr ab, als von unserer Vorstellungskraft, unserer Kritik und unserem Willen.

Was wir aber mit unserer Kritik im Hier und Jetzt machen können ist, eine weitere Öffnung der Gesellschaft voran zu treiben, den ideologischen Abwehrkämpfen der Konservativen und religiösen Initiativen die Entzauberung ihrer mythischen Vorstellungen von Familie entgegen zu setzen. Und wir können unsere Wut auf ihr ekliges Naturgeseier, ihr Gefasel von nationaler Einheit und ihren Spiritualismus immer wieder lautstark

zum Ausdruck bringen. Wir können uns mit feministischen Kämpfen und queeren Bewegungen solidarisieren und wir können versuchen, immer wieder homophobe, sexistische und sexualisierte Gewalt öffentlich zu kritisieren. Dass wir in dieser Kritik immer auch darauf verweisen wollen, dass eine Lösung nur in einem ganz anderen Anderen zu haben ist, liegt im wichtigen moralischen Impuls begründet, dass wir einer Gesellschaft, in der Menschen systematisch leiden müssen, nur eine vollständige Absage erteilen können.

#### *Und die feministische Gesellschaftskritik*

Diese Überlegungen sind nicht von unserem eigenen Leben entkoppelt. Die haben handfeste Auswirkungen auf persönliche Lebensentwürfe und auf die Art wie wir Politik machen. Unsere Kritik einer bestimmten Vorstellung davon, was Männlichkeit sein soll – wie sie etwa von männerbündischen Verbindungsstudenten vertreten wird – bedeutet natürlich auch, dass die gesellschaftlichen Strukturen, die einen solchen männlichen Charakter – autoritätshörig und sadistisch wie er ist – hervorbringen, kritisiert gehören. Das bedeutet für linke Politik auch, dass sie höllisch davor aufpassen muss, die Erziehungsrituale, den Umgang miteinander und den Leistungsdruck, die uns begegnen, nicht eins-zu-eins weiterzugeben. Weil wir denken, dass so viel von der psychologischen Zurichtung in dieser Gesellschaft auch etwas mit Geschlecht zu tun hat und wir ferner wollen, dass sich eine Linke damit bewusst auseinandersetzt, fordern wir einen empathischen aber dadurch nicht weniger kritischen Umgang miteinander ein.

Wir wünschen euch viel Spaß auf der Demonstration und freuen uns auf eine lebendige Debatte um die Zukunft feministischer und communistischer Gesellschaftskritik!

# HURRA, EINE DEBATTE!

ODER: DIE NOTWENDIGKEIT DER KRITIK.

//: 1 Den bisherigen Debattenverlauf könnt ihr auf unserer Homepage unter <http://subwayonline.wordpress.com/debates/> nachlesen.

In einem Flyer, der zunächst zum Antifée 2012 erschien und anschließend in der GöDru abgedruckt wurde, kritisierten wir einerseits den Aufruf zur und andererseits die Diskussion um die 8.-März-Demonstration 2012.<sup>1</sup> Damit wollten wir eine Debatte über feministische Politik in Göttingen anstoßen. Die Antwort der Genoss\_innen von femko, die an der Demonstrationsorga beteiligt waren, erfolgte kurz vor dem 8. März 2013. Wir möchten gerne auf die einzelnen Punkte eingehen, da uns sehr an einer Debatte um feministische Theorie und Praxis gelegen ist.

In dem Antwortschreiben wurde bemängelt, dass „gerade bei einer (queer) feministischen demonstration“ unzulänglichkeiten thematisiert würden, „als ob da ‚immer alles drin stehen‘ könnte und müsste“.

Darauf können wir entgegnen, dass wir einerseits selbstverständlich auch andere sowie uns selbst kritisieren und andererseits deshalb Kritik üben, weil wir als Feminist\_innen eben Bock auf einen coolen Feminismus haben und glauben, dass eine Debatte uns alle weiterbringt. Dass nicht „alles“ in einem Aufruf untergebracht werden kann, ist uns klar. Es ging uns ja auch nicht darum, dass der eine oder andere Aspekt der Kürze eines Aufrufes zwangsläufig zum Opfer gefallen ist. Es ist vielmehr die grundsätzliche Ausrichtung, auf die unsere Kritik abzielt. So kritisierten wir, dass „in diesem Gesellschaftskritik auf ein bloßes Nebeneinander von verschiedenen Herrschaftsausdrücken reduziert [wird]. Es findet aber keine Anstrengung statt, diese als Ausdruck gesellschaftlicher Totalität zu kritisieren, ihre Grundbedingung und ihren strukturellen Zusammenhang mit dem Kapitalverhältnis aufzudecken.“ Das heißt ja nicht, dass hier eine Unvollständigkeit bemängelt wird,

sondern der fehlende Versuch, die Dinge miteinander in Beziehung zu setzen.

Unseres Erachtens muss man sich der Gefahr, die mit Verkürzungen einhergeht, als Linke immer bewusst sein. Blendet man zentrale Elemente der Kritik in der Öffentlichkeitsarbeit aus, kann dies womöglich negative Folgen für die Rezeption der inhaltlichen Aussagen haben, sodass die emanzipatorische Kritik nicht nur futsch ist, sondern in gegenteilige Effekte umschlägt. Wenn feministische Standpunkte die komplexen Zusammenhänge von Kapitalismus und patriarchalem Prinzip nicht benennen, können jene Vorstellungen nicht angemessen kritisiert werden, die beispielsweise allein Männer für das Patriarchat verantwortlich machen. So gibt es die Strömung im Feminismus, die davon ausgeht, dass die aktuelle kapitalistische Krise hätte verhindert werden können, wenn mehr Frauen in gesellschaftlichen Führungspositionen gewesen wären, weil diese weniger aggressiv und riskant spekulieren würden. Sicherlich hat der Kapitalismus etwas mit dem Geschlechterverhältnis zu tun, aber eben nicht so. Feministische Kritik ist nicht vor den Gefahren einer verkürzten Kritik der Verhältnisse gefeit. Dass wir uns so sehr am Aufruf abarbeiten und an ihm versuchen eine Kritik zu formulieren, die auch interpretativ vorgeht, liegt daran, dass dies (in Göttingen) der einzige Output ist, den wir mitbekommen. Daher auch unser Bedürfnis nach einer Debatte – wir wollen unsere womöglich falschen Annahmen und Interpretationen gerne korrigiert wissen.

Des Weiteren haben die Genoss\_innen von femko in ihrer Antwort geschrieben, dass der besagte GöDru-Artikel an „feministischen interventionen allgemein kritik übe“.

Dies stimmt schlicht und ergreifend nicht. Es wird dezidiert benannt, dass wir uns gegen verkürzte Analysen wie die marxistisch-dogmatische Rede vom Haupt- und Nebenwiderspruch wenden, weil wir sie für falsch halten. In der Antwort wird demnach unterschlagen, dass unsere Kritik am Aufruf sich hauptsächlich dagegen richtet, dass man mit der von uns im Thesenpapier kritisierten Stoßrichtung Tür und Tor öffnet für eben solche dogmatischen Ansätze. Zusätzlich wollten wir Kritik an dem derzeitigen – aus Publikationen und Aufrufen ersichtlichen – Ausdruck queer-feministischer Standpunkte in Göttingen üben. Als Feminist\_innen und Communist\_innen kämen wir nicht auf die Idee, feministische Praxis im Allgemeinen zu kritisieren.

Als nächster Punkt wird unsere Kritik als „sprachlich sehr ausschließende akademische Diskussion über angeblich in queer-feministischer Politik fehlende Zusammenhänge von linksradikaler Kapitalismuskritik und anti-rassismus“ bezeichnet.

Es war in unserem Text nicht die Rede davon, dass in queer-feministischer Politik generell keine Zusammenhänge aufgemacht werden. Es ging uns zunächst um den konkreten Aufruf, in dem diese nicht benannt werden, sondern die unterschiedlichen Herrschaftsverhältnisse nebeneinander stehen. Dass unser Beitrag dabei akademisch und ausschließend ist, wird nicht nachgewiesen, sondern behauptet. Grundsätzlich halten wir die Annahme für falsch, dass ein Text akademisch ausschließend ist, wenn komplizierte Gedanken formuliert werden – ganz so, als seien nur Leute, die an der Uni sind, dazu in der Lage, komplexe Sachverhalte zu verfassen und zu verstehen. Wenn wir zudem in unseren Thesen auf Begriffe hätten verzichten können, die die Angelegenheit unnötig kompliziert gemacht hätten, hätten wir dies auch bestimmt getan. Nichtsdestotrotz gehören komplizierte Begriffe und Gedanken unseres Erachtens zur Gesellschaftskritik dazu.

Denn nur so kann versucht werden, der Komplexität der Realität auch gerecht zu werden. Dass dabei auch gedankliche Zusammenhänge aufkommen, die nicht auf Anhieb nachvollziehbar sind, ist dabei eine leidige aber ebenso notwendige Konsequenz. Wir denken, dass in der Kritik an der angeblich „ausschließenden Diskussion“ genau das enthalten ist, was wir am Aufruf bereits kritisiert haben: Im Bemühen, Politik zu machen, die an die Alltagserfahrung anknüpfen will, nicht aber darüber hinaus geht, werden komplexe Zusammenhänge zugunsten des Pragmatismus bewusst weggelassen.

Wir gehen davon aus, dass Sexismus und patriarchales Prinzip sich nicht dadurch verstehen lassen, dass man an die unmittelbare Alltagserfahrung anknüpft (so wichtig das in manchen Bereichen auch sein mag!). Denn unseres Erachtens stecken die unterschiedlichen Ideologien wie Rassismus, Sexismus und Antisemitismus notwendigerweise in den bürgerlichen Subjekten, weil die Gesellschaft nicht als das erscheint, was sie ist: Die irrationalen Vorstellungen entspringen den feilbearbeiteten Widersprüchen der Gesellschaft. Diese vollziehen und reproduzieren sich zum großen Teil vollkommen unbewusst und erlauben in der Regel gar keinen direkten Zugriff durch die Alltagserfahrung. Ein solcher Ideologiebegriff oder eine andere Vorstellung des gesellschaftlichen Ursprungs von Sexismus taucht im Aufruf überhaupt nicht auf. An der Formulierung, dass der Sexismus dieses oder jenes mache und für dieses oder jenes verantwortlich sei, wird dies gut deutlich – es wird so dargestellt, als sei Sexismus nicht ein Verhältnis, das alle durchzieht, sondern als sei er etwas Äußeres (ein ominöser Akteur mit schlechten Absichten).

Ein weiterer Punkt ist die Auseinandersetzung mit Identitätspolitik in der Antwort von femko: „uns verwundert die Unterstellung, der ‚göttinger Feminismus‘ würde ausschließlich Identitätspolitik betrei-

ben, denn so gut wie alle demokonzepte sind auf identitätspolitische strategien angewiesen, um öffentliche aufmerksamkeit zu erlangen. uns irritiert, dass dies ausgerechnet bei einer feministischen demo kritisiert wird und nicht etwa bei jeder anderen demo auch.“

Da haben die Genoss\_innen Recht. Daher kritisieren wir Identitätspolitik im Allgemeinen, an anderen, an uns, an der Linken und deren Szene. Doch in diesem Fall kritisieren wir „dass in den Zusammenhängen [...] nur Identitätspolitik gemacht wird.“ Vielleicht könnte man unsere Aussage ein Stück weit revidieren, denn wir wissen nicht, welche Debatten stattfinden, die nicht nach außen dringen – der Output jedoch ist auf eben jene reine Identitätspolitik fixiert. Nur an den eigenen Identitäten zu feilen birgt die Gefahr eines Stillstandes, in dem man Gesellschaftskritik aus dem Blick verliert und damit auch die Perspektive einer Überwindung der Verhältnisse. Unseres Erachtens stellt die Pluralisierung von Identitäten an und für sich noch keinen subversiven Akt dar. So gut und wichtig es auch ist – und dagegen haben wir uns nicht gewendet –, Identitäten sichtbar zu machen und für diese auch Rechte und Freiheiten zu erkämpfen, die ja dem bürgerlich-männlichen Subjekt bereits zukommen, reicht es doch eben nicht aus. Insofern ist es falsch und richtig zugleich, Identitätspolitik zu betreiben. Selbst wenn es schwer ist, dem in einer Demosituation gerecht zu werden, ist es unabdingbar, sich an anderer Stelle (etwa in Texten) damit zu befassen. Über den Umgang mit diesem Dilemma würden wir gerne weiter diskutieren, da es ja für die linke Kritik außerordentlich wichtig ist. Daher müssen wir auch an unserer Kritik festhalten, dass auf der Demo explizit Black-Block Konzepte mit Männlichkeit in eins gesetzt wurden, was unseres Erachtens eine Folge unreflektierter Identitätspolitik und damit einhergehenden Abgrenzungsreflexen darstellt.

Da zudem in diesem Fall nicht irgendeine Demo, sondern speziell der Aufruf und die Demo zum 8. März 2012 kritisiert werden sollte, haben wir darauf verzichtet, Identitätspolitik anderer Demos zu benennen, und halten es auch nicht für besonders überzeugend, auf die Kritik zu erwidern, dass andere es ja auch so machen würden. Im Rahmen einer Auseinandersetzung mit aktuellen feministischen Debatten ist es für uns naheliegend, dezidiert feministische Aktionen und Artikulationen in den Fokus zu nehmen. Wir gehen davon aus, dass eine Linke nur durch Kritik weiterkommt. Deshalb erachten wir eine Debatte als interessanten und bereichernden Schritt in Richtung einer klugen, wirkungsvollen und komplexen feministischen Theorie&Praxis.

Zuletzt gehen die Genoss\_innen von femko auf das „Wie“ der Kritik ein: „neben der nicht wertschätzenden art des artikels sprechen die verfasser\_innen den aktivist\_innen ab, zu wissen, weshalb sie sich wofür und wogegen wie einsetzen, als hätten sie keinen plan davon: jahr(zehnt)e (queer)feministischer interventionen in und um göttingen bleiben damit unerwähnt, schlichtweg unsichtbar.“

Unsere Kritik war als explizit solidarische Kritik angelegt: „Wir bemühen uns deshalb um eine solidarisch-kritische Weiterentwicklung der Debatte und eine feministische Gesellschaftskritik.“ Da es uns um eine politische Diskussion geht, erachten wir es als selbstverständlich, dass man die Arbeit der anderen anerkennt und gerade deshalb die Diskussion mit ihnen sucht. Auch haben wir unsere Position innerhalb der Bewegung offengelegt, uns also selbst in die Kritik miteinbezogen: „Wir wollen den Feminismus kritisieren und in dieser Bewegung für einen radikalen Feminismus streiten, der sich nicht scheut auch komplexe Zusammenhänge offen zu legen und sowohl von uns, als auch von allen anderen verlangt, Zeit und Mühe in die Praxis der Theorie zu investieren.“

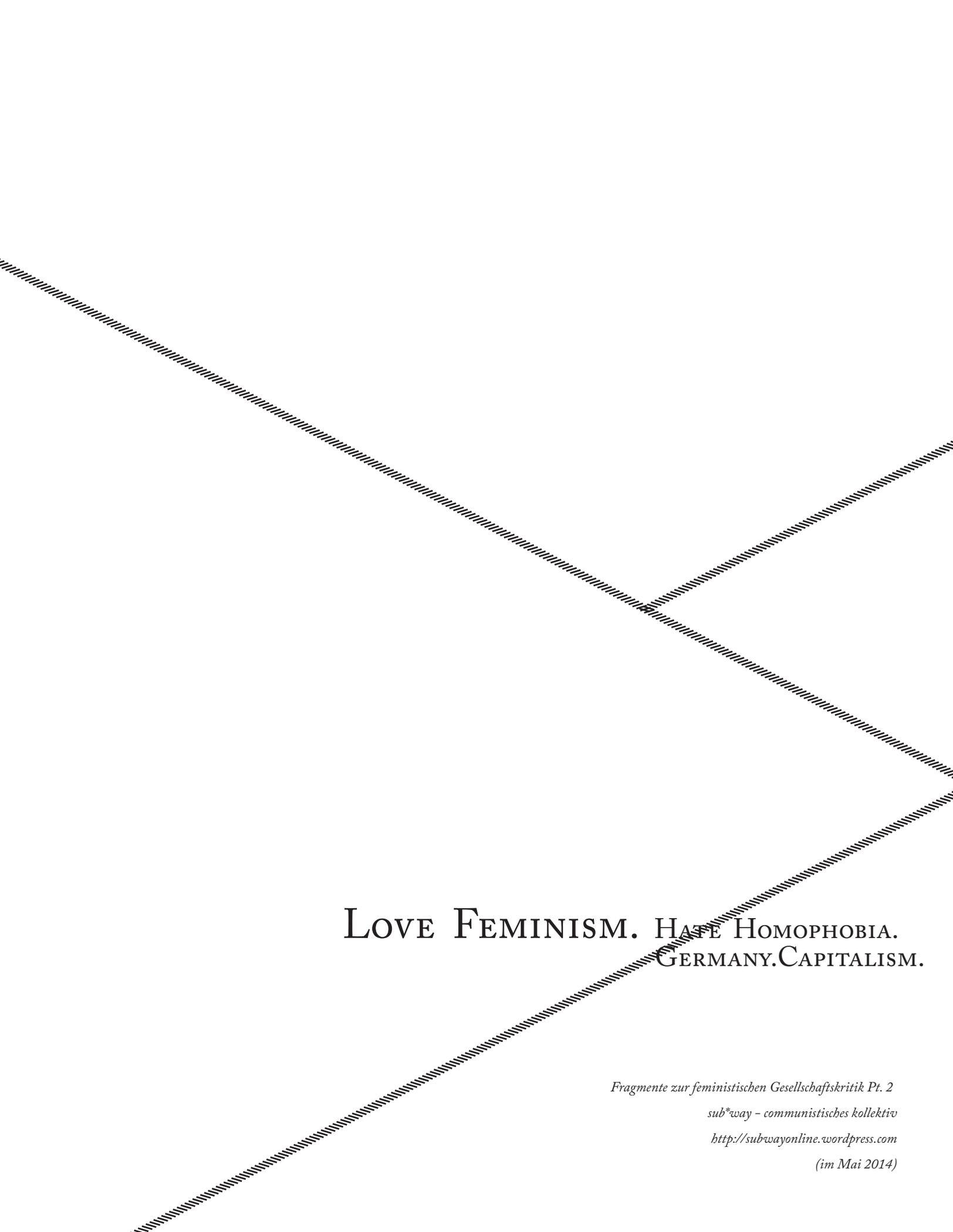
Wir verstehen nicht, woraus der

Eindruck erfolgt, es würde Leuten abgesprochen, zu wissen, warum sie sich für etwas einsetzen. Wir begegnen Positionen von politischen Gruppen, Zusammenhängen oder Kollektiven mit Kritik, mit denen wir uns auseinandersetzen wollen, weil wir es für sinnvoll erachten, bestimmte Standpunkte zu diskutieren, gegebenenfalls zu revidieren oder zu erweitern – auch unsere eigenen. Da wir diese Positionen ernst nehmen, setzen wir zugleich voraus, dass sie auf Grundlage von Argumenten entwickelt wurden. Deswegen wird ihnen mit Kritik begegnet.

Natürlich freuen wir uns über die Tatsache, dass es viele feministische Initiativen in Göttingen gibt und auch jedes Jahr eine 8.-März-Demo organisiert wird. Die Unzufriedenheit rührt ja genau daher, dass die Möglichkeiten feministischer Gesellschaftskritik hier so gut sind wie sonst kaum irgendwo und dass die Potenziale einer solchen so viel mehr hergeben. Daher wollen wir weiter für den Feminismus streiten. Das bedeutet aber eben auch, Debatten zu führen und sich, neben der Identitätspolitik, auch mit Gesellschaftskritik auseinander zu setzen. Insofern freuen wir uns auf eine weitreichendere Debatte, in die sich unseres Erachtens auch gerne noch andere Akteur\_innen einschalten können und sollten.

*Für den Feminismus! Für den  
Communismus!*





LOVE FEMINISM. HATE HOMOPHOBIA.  
GERMANY. CAPITALISM.

*Fragmente zur feministischen Gesellschaftskritik Pt. 2*

*sub\*way - communistisches kollektiv*

*<http://subwayonline.wordpress.com>*

*(im Mai 2014)*